g:633,2

30.2948
2

FRIDRICH MATTH ... NTZ WEBER Sculp.

Die aus Sinamary entflohenen Deportirten Pichegru, Barthelemy &c. bei ihrer Ankunft in Surinam.

Charakterzüge

und

interessante Szenen

aus dem Leben

denkwürdiger Personen

der

gegenwärtigen und verflossenen Zeiten.

Herausgegeben

von

Julius Gustav Meißner.

Zweiter Theil.

Wien, 1800.

Im Verlage bei Anton Doll.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Charakterzüge
und
interessante Szenen.

Von
J. G. Meißner.

Zweiter Theil.

Die Kosaken.

Die Kosaken machen in dem weitläuftigen rußischen Reiche, zu welchem sie eigentlich nach der Sprache und Religion gehören, gegenwärtig keine eigene Nation mehr, sondern nur einen besondern Stand aus. Dieser Stand, der für das rußische Reich sehr nutzbar ist, bildete sich nach und nach in der Ukraine, jetzt Kleinrußland genannt, während des Zeitraums vom Jahr 1320 bis 1516. Nach den neuesten Zählungen, die aber nie ganz genau seyn können, beläuft sich die Zahl der wirklich streitbaren Männer unter ihnen, auf mehr als 700,000. Es giebt Donische Kosaken, die am Flusse Don wohnen, und Ukrainische oder kleinrußische.

Von den Sitten der Ukrainischen Kosaken melden neuere Reisebeschreiber folgendes: Ihr sittlicher Charakter ist der rußische; doch sind sie, wenigstens in neueren Zeiten,

immer weichlicher und zärtlicher gewesen, als die Donischen; es sey nun, daß eine lange Ruhe ihren kriegerischen Geist geschwächt, oder die Einschränkung ihrer Vorrechte sie verdrossen gemacht. Vormals zeigten sie mehr Hang zum Krieg, aber auch zum Raub und Abfall. Uebrigens sind sie verschmizt, zurückhaltend, fleißig, Freunde von Vergnügen, Liebe, Trunk und Gesang und nur deßwegen auch vom Gelde. Treue und Dankbarkeit gehören unter die vorzüglichsten an den Kosaken gerühmten Tugenden, die durch den allgemeinen Ruf bestättigt sind. Ein Ukrainischer Bedienter wird wegen seiner Treue in Rußland sehr gesucht. Wenn man bei ihnen in die Stube tritt, so findet man, wie bei den Donischen, an der Wand ihre kosakischen Waffen. Brod, Käse und Salz stehen immer auf dem Tisch.

Ihre Wohnungen oder Dörfer, Stanizen genannt, deren viele sehr groß sind, liegen gemeiniglich an Flüssen oder Bächen. Wegen des sich hin und wieder äussernden Waldmangels, auch theils aus Gewohnheit sind nur einige Häuser von Holz erbaut, die meisten aus Leimen oder Thon, doch nicht von Wellerarbeit, sondern die Wände von

Strauch geflochten, und sowohl von aussen als von innen beworfen. Weil aber der Leimen weiß ist, so sehen sie immer hübsch und weiß aus. Wo es durch den Rauch in der Stube, welche zugleich zur Küche dient, etwas anläuft, da pflegen sie durch öfteres Beweissen sogleich alles rein herzustellen. Die Dächer sind mit Stroh, in etlichen Gegenden auch wohl mit Schilf bedeckt. Weil das milde Klima nur wenig Ofenwärme erheischt, so sind die Stuben blos mit Kaminen versehen. In holzleeren Gegenden gebraucht man zur Feuerung Stroh, Schilf, dickstenglichtes Unkraut und Viehmist. In den Städten und bei reichen Leuten auf dem Lande sieht man viel ausländischen Geschmack.

Viehzucht, Ackerbau und Branntweinbrennen sind ihre vornehmsten Gewerbe. Sie speisen wie die Russen, doch fast etwas besser, und mehr Gemüse, weil sie schöne Gärten haben; wo Bier, Meth und Branntwein ist, da fragen sie wenig nach Wein. Sie tragen durchgängig abgeschnittene, doch nicht auf polnische Art abgeschorne Haare, und einen runden Bart; Vornehme gemeiniglich einen blossen Knebelbart. Ihre Kleidung ist durchgängig die polnische. Da sie im sieben-

jährigen Kriege noch keine Uniform hatten, so erschien der eine grün, der andere grau, der dritte noch anders, auch hatte ein Loch mehr oder weniger in der Kleidung nichts zu sagen, gemeiniglich wurden sie durch Flecken von andern Farben ausgefüllt, oft auch noch ein anderes, nicht selten geraubtes Gewand ganz verschiedener Art unter das Oberkleid angezogen. Der lange Rock, welcher aus selbstgewebtem wollenem Tuche von beliebiger Farbe gemacht ist, wird durch das Degengehänge um den Leib befestigt. Ihre langen weiten Beinkleider, gemeiniglich von Leinwand, reichen bis in die Halbstiefeln. Auf dem Kopfe tragen sie eine mit Schaaffell verbrämte Mütze. Der Offizier kleidet sich wie der Gemeine, nur etwas theurer, gemeiniglich trägt er Röcke über einander; der obere ist von feinem Tuche, auch wohl mit goldenen Tressen oder Schnüren besetzt, der untere von seidenem Zeuge; seine Halbstiefeln pflegen im Staat von Saffian zu seyn.

Bei der Landestracht der gewöhnlichen Frauenzimmer hat das Hemd einen bunt aufgenähten Kragen. Gemeine Weiber gehen des Sommers im Hemde, und schlagen

anstatt des Ueberrocks ein Stück Zeug um die Hüften. Festlich gehen sie in einem langen Kleide, mit kurzer Taille und engen spitzig zugehenden Aermeln ohne Falten, vorn von oben bis unten mit vielen kleinen Knöpfen, die Nähte mit Schnüren oder Tressen besetzt. Diener gehen mit blossem Kopfe, um welchen sie die geflochtenen Haare wickeln und sie mit Perlen zieren. Verheurathete tragen Mützen, die nach dem Kopfe gemacht, und mit Tressen besetzt, oder auch mit einem in die Höhe stehenden halbmondförmigen Rande versehen sind, über welche sie ein seidenes Schleiertuch werfen.

Bei Heirathen geschieht die Ansprache um ein Mädchen durch einen Kuchen, dessen Zurücksendung die abschlägige Antwort andeutet. — Die Achtung gegen die Alten ist unter den Kosaken die erste und vornehmste Regel, die man den jungen Leuten einprägt, weil ihre republikanische Verfassung mit dem Patriarchen-Leben viel Verwandtschaft hatte. Sie sind sehr mäßig im Streite, und zwei Partheien setzen sich oft auf einen Wagen, um zum nächsten Richter zu fahren, und daselbst gegen einander aufzutreten. Sie schlagen sich nie mit Waffen, sondern nur mi

Fäusten und Stöcken. Als daher die geheimen Räthe Teplow und Jelagin sich eben bei Katharina der Zweiten befanden, als man derselben meldete, daß ein Mönch vom Newskikloster eingesperrt worden sey, weil er einem von ihm geschwängerten Mädchen den Kopf abgehauen hatte; so sagte der erstere zum letzteren: Ich wette, daß dieser Mönch aus Großrußland ist, und nicht aus dem kleinen, denn die Ukrainer ziehen Tapferkeit den Künsten der Bosheit vor, hingegen die Russen sind mehr verschmitzt und boshaft, als tapfer.

Das hauptsächlichste Gewehr eines dienenden Kosaken, woran man ihn gleich erkennt, ist die Pike oder Lanze. Sie besteht aus einem scharfen Eisen, einer Spanne lang, das die Gestalt eines Spiesses hat, und an einem hölzernen — zu mehrerer Dauer auch wohl mit eisernen Streifen beschlagenen — Schaft von anderthalb Klaftern befestigt ist. Am untern Ende dieses Schaftes ist ein lederner Ring, in welchem gleich dem Steigbügel der Kosak mit dem rechten Fusse steht. Damit aber diese lange Pike in senkrechter Stellung nicht allzusicher hin und her schwanke, ist sie vermittelst ei-

nes gelb ledernen Bandes in der Gegend der Brust an einem Knopfe befestigt. Von diesem wird sie zur Zeit des Angriffs los gemacht, und indem der Kosak sie mit dem Leibe des Pferdes in gerader Linie vor sich herstreckt, lenkt er sie vermittelst des ledernen Ringes, in welchem der Fuß steht, mit welchem letztern er zugleich beim Zustossen den Nachdruck giebt. Ausser der Pike führt er einen Säbel, der wie ein Hirschfänger weder Bügel noch Handkorb hat; ein Feuergewehr, welches mehrentheils eine Kugelbüchse ist, die er jedoch nicht sicher gebraucht, wenn er sie nicht auflegen kann, und eine oder zwo Pistolen, die gemeiniglich im Gurt stecken.

Indeß hat nicht jeder diese Waffen, sondern nur solche Regimenter, die sich durch Ordnung besonders hervorthun wollen. Auch kann man zu ihren Waffen die Peitsche oder den Kantschu rechnen, der einer Elle lang, Daumens dick, von Leder geflochten, und an einem kurzen Stiel befestigt ist, und mit welchem er sowohl sein Pferd, als den überwundenen und wehrlosen Feind züchtigt. Zuweilen hat er auch eine Schlinge, durch deren Hülfe er feindliche Schildwachen aufhebt, und mit sich fortschleppt. Jeder hat

zwei Pferde, bisweilen gar mehrere, theils um bei der Abwechselung schneller fortzukommen, theils um sein weniges Gepäck, nämlich etwas Proviant, einige Hemde und ein paar Stiefeln zum künftigen Gebrauch auf dem einen zu führen. Der Sattel besteht blos aus Holz, nur wird eine Filzdecke darunter, und ein ledernes Küssen darüber gelegt. Die Pferde sind klein und sehen elend aus, sind aber dauerhaft, gut zugeritten, und so schnell, daß sie bei der Bequemlichkeit, nicht in geschlossenen Haufen zu marschiren, nur wenig Gepäcke zu führen, und mit den Pferden wechseln zu können, ohne sonderliche Beschwerde mehrere Tage nacheinander zwölf bis fünfzehn Meilen zurücklegen.

Jedes Regiment hat zwei, auch wohl mehrere seidene Fahnen, die bald zugespitzt, bald eckigt, und mit dem Bilde eines Schutzheiligen, oder mit Waffen geziert sind: aber Pauken, Feldmusik, Bagagewägen, Artillerie, ingleichen Zelte, haben sie nicht. Anstatt des Gezeltes machen sie auf ihrer Lagerstätte, um sich gegen Sonnenhitze und Regen zu schützen, Strauchhütten; oder sie schlagen 3 bis 4 kleine Stäbe, die sie aus

dem nächsten Gebüsche holen, in die Erde, und behängen sie mit ihren Feldmänteln. Zu Hause ist das Ansehen der Offiziere und der Gehorsam der Gemeinen nicht groß, aber im Felde findet strengere Disciplin Statt. — Vergehungen werden theils mit Geldstrafen an die Regimentskasse, noch häufiger aber mit Peitschenhieben geahndet.

Die Taktik der Kosaken und ihre Art im Felde zu fechten, besteht vorzüglich darin, daß sie sich in kleine getheilte Haufen aufstellen, mit solchen den Feind auf allen Seiten, vornehmlich auf den Flanken und von hinten unter einem lauten, fast dem Geheul ähnlichen Geschrei, mit gefällten Piken in der stärksten Carriere angreifen; so bald es gelingt, durch den wüthenden Choc den Feind zu theilen, dann die Pike fallen lassen, und mittelst des Riemen nachschleppen, oder an deren Statt sich der Pistolen, sonderlich des Säbels bedienen, und eben dadurch Niederlagen anrichten; wo sie hingegen Widerstand finden, und keine Hoffnung zum Eindringen haben, sich sogleich auseinander streuen, und eiligst bis an einen bestimmten Sammelplatz zurückfliehen, sich daselbst wieder in kleinen Haufen setzen, und so lange neue

Angriffe versuchen, bis der durch öfters vergebliches Nachsetzen abgemattete Feind zur Flucht gebracht wird; dann ihn so weit als möglich verfolgen, immer mehr zerstreuen und Gefangene zu machen suchen.

Die Einwohner feindlicher Länder und besiegte Feinde behandeln sie äußerst grausam. Wenigstens rechtfertigt ihr Betragen im siebenjährigeu Krieg diese Behauptung. Als sie damals unter dem General Apraxin in Preußen stunden, so verheerten sie nebst den Kalmucken und Tatarn dieses Königreich mit Feuer und Schwert auf eine Art, die seit den Zeiten der Hunnen nicht in Europa erlebt worden war. Alle Städte, Flecken und Dörfer, wo sie hinkamen, giengen in Rauch auf, und unbewaffnete Leute wurden von ihnen aus satanischer Lust gemordet und verstümmelt. Bald hiengen diese Unmenschen die unglücklichen Schlachtopfer, die ihnen in die Hände fielen, an Bäumen auf, oder schnitten ihnen Nasen und Ohren ab; bald hieben sie ihnen die Beine ab, schnitten den Bauch auf, und rissen das Herz heraus. Die Gräber wurden von ihnen zerstört und die Gebeine umher zerstreut, Edelleute und Prediger mit Kantschuhen zer=

fleischt, nackend auf glühende Kohlen gelegt, und noch auf allerhand Art gemartert. Sie nahmen Aeltern ihre Kinder weg, oder er mordeten sie vor ihren Augen. Mädchen und Weiber wurden ohne Rücksicht auf Stand und Alter geschändet, so daß sich viele Frauenzimmer selbst ums Leben brachten, um den viehischen Begierden dieser Henker zu entgehen. Nach gelieferten Schlachten schwärmten sie auf dem Schlachtfelde herum, plünderten und mordeten die Verwundeten mit einer Gefühllosigkeit, die nur die wildesten und barbarischesten Bewohner unserer Erde charakterisirt. Doch haben sie neuern Nachrichten zu Folge seit ihrer Umformung zu regulären Truppen von dieser Rohheit viel verloren, und sind menschlicher geworden.

Die Lazzaroni in Neapel.

Es giebt wohl nirgends so viele Tagdiebe, als zu Neapel. Das Bischen, was sie arbeiten, geschieht nur, um desto besser ohne Arbeit wieder herumgehen zu können. Nichtsthun macht ihr Glück aus; sie arbeiten nur so viel, als nöthig ist, um nicht für Hunger zu sterben. Diese Leute nennt man Lazzaroni.

Diese Leute machen eigentlich keine besondere Klasse aus; es giebt hier Lazzaroni in jedem Stande. Es ist die Benennung, die man allen armen Schluckern beilegt. Wenn sie nicht viel arbeiten, so geschieht es deßwegen, weil sie für ihren Unterhalt nicht zu arbeiten brauchen. Miß Piozzi erzählt in ihren Reisen, daß einst ein Florentinischer Edelmann einen Lazzarone gebeten hätte, ihm seinen Mantelsack zu tragen. Um ihn dazu zu bewegen, hätte er ihm einen Car-

lino — gewiß keine kleine Summe für einen Neapolitaner — geboten; zumal da der Kerl keine 50 Schritte zu gehen brauchte. „Sind Sie hungrig, Herr? „fragte er — Nein! erwiederte Graf Manuccio — aber was meinst du damit?“ Und ich auch nicht, lautete die Antwort, und es ist zu heiß, um Lasten zu tragen — damit wandte er sich und blieb liegen. —

Wenn ein Lazzarone in ein paar Stunden so viel verdient hat, daß er davon einige Tage leben kann, so ruht er aus — geht spazieren oder ins Bad — er lebt. —

Man rechnet die Anzahl dieser Menschen auf 40,000. Die meisten haben weder Eigenthum, Wohnung noch Lebensunterhalt. Bei alle dem leben sie in einer gewissen Vereinigung, und ein Esprit de Corps beseelt sie. Dadurch bilden sie einen furchtbaren Körper, der die Regierung schon öfters in Schrecken setzte. Wer denkt hier nicht an den fürchterlichen Aufruhr des Masaniello, der wegen einer Abgabe auf die Gartenfrüchte entstand, und wo das Volk, oder vielmehr die Lazzaroni's, diesen lumpichten aber dabei ziemlich verschlagenen Fischer zum Oberhaupte wählten? Achtzehn Tage

nur dauerte seine Regierung, nach deren Verlauf ihn das Volk, wegen seines Uebermuths, im Karmeliterkloster erschoß. —

Ein Lazzarone begnügt sich oft ganze Wochen lang bloß von Früchten zu leben, die hier in der größten Menge für ein Spottgeld zu haben sind. Oder er geht zu einem Maccaronihändler und läßt sich eine hölzerne Schüssel voll von dieser rauchenden Mehlspeise geben, auf welche geriebener Käs gestreut ist. Er faßt die Maccaroni mit seinen Händen und rührt sie mit einem Handgriff durch einander, den Fremde selten nachzuahmen im Stande sind. — Wenn er so unter lautem Gelächter auf offener Strasse gegessen hat, geht er zu einem Limonadeschenken, und trinkt für einen Kreutzer einen grossen Becher voll mit Zucker versüßtes Wasser, zu welchem weit mehr Citronensaft gethan ist, als zu der sogenannten Limonade, die man in den Kaffeehäusern Wiens verkauft. Die Maccaronihändler haben ungeheure Kessel voll von dieser Speise, deren einzige Zuthat in einem halben Pfunde Schweinefett besteht, das mit etwas Salz in dieser grossen Masse geschmolzen wird. So ist die Nahrung des Lazzarone beschaffen,

sen, der selten eine leckerhaftere Mahlzeit hält, und dem diese genügt, weil er von Natur mäßig ist. Dabei kennt er die Traurigkeit nicht und überläßt sich nie dem Kummer. —

Die Lazzaroni's hängen sehr an ihrem Stande, und beneiden die höhern Klassen nicht im mindesten. Sie begehen keine Unordnung — sie rauben und stehlen nicht.

Sie ernennen sich einen Anführer, der seine Beisitzer hat. Er ist ein wahrer Tribun des Volks, aber ohne obrigkeitliche Kleidung und Wache; indeß läßt er sich von so vielen seiner Mitglieder begleiten, als er etwann nöthig haben kann. Ihm kommt das Recht zu, dem Könige und den Ministern Vorstellungen zu machen. Auch hat er bei gewissen Hofceremonien seine Stelle. Wenn die Königinn entbunden wird, schicken die Lazzaroni ihren Anführer mit einer guten Begleitung ab, um gewiß zu seyn, daß das neugebohrne Kind von dem gewünschten Geschlechte ist. Das Kind wird dann diesem Anführer in die Hände gegeben. Er küßt es, zeigt es dem Volke und spricht zu demselben in seinem Jargon mit wahrer Bered-

samkeit. Man muß bemerken, daß die Lazzaroni überhaupt sehr gut, mit Ordnung und bisweilen gar mit Würde sprechen. Aber immer in ihrem Kauderwelsch. —

Der Capo Lazzaro, oder Anführer der Lazzaronen, ist bei dem Ziehen der Lotterie, bei einigen Kirchenceremonien und bei allen Hoffeierlichkeiten zugegen. Er hat gar kein unterscheidendes Zeichen an seinen Kleidern, aber dennoch wird er immer respectirt. Da er vierzig bis fünfzig tausend Mann zu seinem Befehle hat, zu denen sich auch noch die Kahnführer oder Fischer und alles gemeine Volk gesellen. —

Die Lazzaroni sind nicht immer in Lumpen. An Festtagen sieht man sie recht artig gekleidet, aber immer in ihrer eigenen Tracht; mit seidenen Schnupftüchern, silbernen Schuh- und Knieschnallen, u. s. w. Bei Aufständen wird ihr Anführer eine wichtige Person, um die sich alles versammelt. Der Hof hat alsdann kein anders Hülfsmittel, als daß er irgend einen Prediger auffordert, der bei den Lazzaroni's beliebt ist, und im Geruch der Heiligkeit steht. Diesem Prediger gelingt es dann immer, die Wuth des Volks zu besänftigen.

Diese bis zum Entsetzen starke Menschen-klasse giebt der Stadt ein gewisses Ansehen von Lustigkeit und Leben, woran man sich bei alle dem herzlich freuen muß. —

Sie sind munter und fröhlich, halsstärrig und heftig, leicht umzustimmen, aber schwer zu hemmen. Sie ehren keine Gewalt, wenn eine starke Leidenschaft sie zur Wuth reitzt, hingegen sind sie äußerst träge und jeder Bewegung abgeneigt, bis ein Zufall sie aufschreckt oder Wuth zu unglaublichen Thaten, unglaublicher Stärke anfeuert. Bei dem Ausbruche des Vesuvs im Jahre 1779 stieg ihre Furcht und ihr Aberglaube zu einer solchen Höhe, daß sie den französischen Gesandten ergriffen und ihn fast aus dem Wagen rissen, als er von Portici floh und ihnen auf der Brücke della Madalena begegnete, hier drohten sie ihm mit augenblicklichem Tode, wenn er nicht aus dem Wagen stiege, und sich vor der Bildsäule des heiligen Januarius niederwürfe, um seinen Schutz für die Stadt anzuflehen. Der Graf von Clermont d'Amboise begriff kein Wort von allem diesen, allein da er glücklicher Weise alles Geld, was er bei sich

hatte, gerade zu den Füssen des Bildnisses niederwarf, besänftigte er sie auf einmal und gewann dadurch Zeit, ihrer Rache zu entgehen.

Der jetzige König ist ein Liebling dieser Leute. — Sie beten ihn fast an. — Wenn er, wie es oft geschieht, im Meere drei oder vier Meilen von Neapel, Pausillippo gegenüber, fischt, und einen guten Fang gethan hat, dann haben sie vor allen andern das Vorrecht, sich ihm zu nähern, denn nun wird der ganze Fang am Ufer ausgestellt, und die Käufer kommen und handeln mit dem Monarchen. Sobald der Handel angeht, wird der Auftritt äusserst komisch. Der König verkauft so theuer wie möglich; er preis't seine Waare an, und sagt, indem er die Fische in seine Hände nimmt, alles, was er für dienlich hält, die Käufer lüstern zu machen. Die Lazzaroni behandeln den König bei dieser Gelegenheit sehr ungezwungen, und schimpfen ihn, so wie sie jeden Fischhändler schimpfen würden, der sie übertheuern wollte. Den Fürsten belustigen ihre Schimpfreden herzlich, und er lacht recht sehr darüber.

Die Lazzaronis haben größtentheils weder Dach noch Heerd, und schlafen auf den Strassen und öffentlichen Plätzen. Bei Regenwetter begeben sie sich in die Katakomben, welches Gewölber sind, deren Eingänge sich bei den Kirchen Maria della Sanita, Maria della Vita, bei St. Gennaro, und S. Severo befinden. Es waren vermuthlich ehemals Steinbrüche, auch dienten sie den ersten Christen zur Feier ihrer Misterien und zu Begräbnissen ihrer Todten. In diesen Gewölbern giebt es einige Arkaden, die offen sind, und in diesen bringen viele Lazzaronen ihre Nächte zu. Auch bei schlechtem Wetter liegen sie hier haufenweis und schlafen. Männer, Weiber, Mädchen und Jungen liegen dann pele mele durch einander. Und es wäre wohl unnütz, nach dem, was darinnen vorgeht, zu fragen.

Uebrigens sind diese Leute jetzt nicht mehr so schwer im Zaum zu halten, wie sonst. Wie ruhig sie sich bezeigen, davon giebt die grosse Hungersnoth im Jahr 1764 den auffallendsten Beweis. Vor zwei oder drei hundert Jahren würden gewiß Empörungen entstanden seyn, diesmal aber sah man keinen Schein davon, obgleich alle Gassen mit

Elenden angefüllt waren, welche vor Hunger und Krankheiten, die durch üble Nahrung entstanden waren, starben. Aber dieses zeitherige Ruhigbleiben dieser Leute glich der Ruhe des Vesuvs, der nach langer Stille nur desto stärker zu rasen anfängt, denn bei der neulichen Annäherung der Franken entbrannte ihr Grimm wider sie auf eine fürchterliche Art. Sie hausten noch schrecklicher als zu den Zeiten Masaniellos, sie mordeten, was ihnen in die Hände fiel.

Der Prinz Militerni, der sich ihr Zutrauen erworben hatte, wurde von ihnen als ihr Generalkapitain ausgerufen. Dieser suchte sie durch alle mögliche Gründe zur Ordnung zurückzubringen, aber alles vergeblich. — Sie wollten durchaus von dem mit den Franzosen geschlossenen Waffenstillstande nichts wissen, — und erklärten alle diejenigen, die ihn unterzeichnet hatten, oder ihn vollziehen wollten, für Feinde des Königs. — Und nun fielen Auftritte vor, die in den fürchterlichen Septembertagen zu Paris nicht ärger gesehen wurden. — Sie marschirten darauf in Massa gegen Capua, und kamen bis unter die Mauern dieser Festung, welche sie mit Sturm einnehmen wollten.

Sie machten verschiedene wiewohl vergebliche Versuche. Eine Menge wurde durch Kartätschen niedergeschmettert. Nun vernahmen sie, daß eine französische Kolonne Neapel umgangen habe, und vor den Thoren der Stadt sey. Sie kehrten also mit der größten Geschwindigkeit wieder zurück, um ihren in der Stadt zurückgebliebenen Kameraden zu Hülfe zu eilen. Sie wehrten sich wüthend gegen die eindringenden Franzosen. — Doch konnten sie ihnen das Vordringen in die Stadt nicht verwehren. Bei dem Einzuge der Franzosen steckte das Castell nuovo, das Fort S. Elmo und das Castell d'Uovo die dreifarbige Fahne auf, und ergaben sich auf die erste Aufforderung an die Republikaner; allein die Citadelle der Karmeliten, welche die Lazzaronis besetzt hatten, leistete einen langen Widerstand; man mußte sie drei Stunden lang belagern, während die Lazzaronis und die Bauern, die in ungeheurer Anzahl in die Stadt gezogen waren, und sich von einer Strasse zur andern wehrten, endlich bis an den Hafen zurückgetrieben wurden, wo sie zuletzt gänzlich unterlagen.

Bei alle dem muß man den Muth und die Tapferkeit dieser sonst so phlegmatischen,

faulen Menschenklasse bewundern. — Ihr Widerstand, den sie den Franken leisteten, kontrastirte sehr mit dem Benehmen der neapolitanischen Armee, die so wenig Stand hielt. — Sie bewiesen durch ihre unerschrockene Verachtung des Todes, wie lieb ihnen ihr König war, für den sie sich so kaltblütig durch Kartätschenkugeln zerschmettern liessen. — Die Franken konnten sich daher in Neapel nicht halten, und mußten es wieder verlassen. —

Die Jakobiner in Paris.

Eine Gesellschaft, welche alles, was in Frankreich und namentlich in Paris, revoluzionistisch war, einst in ihrem Schooße vereinigte, die sowohl während ihrer Allgewalt, durch ihre Unternehmungen alles in Erstaunen setzte, als auch durch ihren Fall eine sehr merkwürdige Epoche in der französischen Revoluzionsgeschichte machte, verdient unstreitig auch noch jetzt unsere Aufmerksamkeit, und wir dürfen vermuthen, daß unseren Lesern eine kurze Geschichte der Entstehung, des Fortgangs und des Endes dieser auf immer merkwürdigen Societät nicht unangenehm seyn werde.

Paris zog vom Anfange der Revoluzion an, als der Hauptgegenstand in dem grossen Gemälde der französischen Staats-

umwälzung, die ganze Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich. Die öffentliche Meinung dieser ausserordentlichen Stadt ward gewissermassen der Leitstern der Nazionalversammlung in der finstern Ungewißheit, worinnen sie im Anfange der Revoluzion schwebte. Durch eine plötzlich bewaffnete Macht zwang sie den König, nachdem sie seit dem fürchterlichen 5. Oktober 1789 seiner Person sich bemächtigt hatte, seiner Gewalt zu entsagen, gründete die Authorität des Korps, das die königliche Gewalt größtentheils an sich riß, ich meine die Nazionalversammlung, und errang durch diese That der ganzen Nazion die Souveränität. Paris war nun der Repräsentant der sogenannten Freiheit, der Vereinigungspunkt der neuen Konstituzion, der ausübenden Gewalt und aller politischen Kräfte, da sie den König und die Nazionalversammlung in ihre Mauern gezogen hatte. Ein sonderbares Gemisch von leidenschaftlichen Scenen und deren überraschenden Wendungen stellte Paris seitdem dar. Welch ein Chaos von Gesetzlosigkeit, Tumulten und wüthender Ausgelassenheit am 14ten Julius! Welch eine ungeheure Bürgerarmee auf einen Wink erschaffen! Welch

eine Abwechslung von Schrecken, Wuth und Verzweiflung, mit Freude, Frohsinn, Entzücken, Patriotismus und seltsamen Gemeingeist! —

Nachdem Orleans in den gebrandmarkten Tagen des 5. und 6. Oktobers durch bewirkten Brodmangel, Bestechungen, Werbung einer verworfenen Pöbelsrotte, und Aufwieglungen eines Theils der Bürgermiliz, diese grosse Stadt in neue Verwirrung setzte, und gegen den König und dessen Familie und den königlichgesinnten Theil der Nazionalversammlung, mit allen demagogischen Künsten aufgewiegelt hatte, und Paris in einer neuen furchtbaren Krise stand; während das ganze Komplott sich nach Versailles wälzte und dort in den abscheulichsten Auftritten tobte — welch eine unerwartete Ruhe, als die Stadt den König in ihrer Mitte sah! Welch seltsame Erscheinungen: Feierlichkeiten, die an die altrömischen Zeiten wieder erinnerten; Greuel, vor denen die Menschheit zurückbebte, und Gesetze, die ganz Europa in Erstaunen setzten!

Als die Revoluzion nach so schrecklichen Stürmen im Nachsommer 1789 einen einstweiligen Standpunkt angenommen zu

haben schien, wähnte das Volk unumschränkter Herr zu seyn! Die königliche Gewalt, welche ehemals mit Riesenarmen das weite Gebiet von ganz Frankreich umfaßte, war jetzt gefesselt von dem Willen einer einzigen Stadt, den Gesetzen eines Senats unterworfen, dem sie selbst das Dasein gab, und gelähmt in allen Rechten ihrer Ausübung. Auf diese Weise mit der hohen Gewalt versehen, dem Nazionalgeiste seine Richtung zu geben, mit der erhabensten Würde bekleidet, der Schöpfer eines neuen Reichs zu werden, stand die Nazionalversammlung auf dem erhabensten Punkte menschlicher Grösse! Ganz Europa war voll Erwartung, welche grosse Dinge von dieser Versammlung in Ausführung gebracht werden würden, als sich in dieselbe jene eigennützigen Absichten, jenes selbstsüchtige Interesse, jener eifersüchtige, mit Intriguen verbundene Wettstreit, jener allzertrümmernde Geist der Neuerung mischte, den man schon damals, nach den Charakteren der Machthaber zu urtheilen, befürchten mußte. Die gefährlichste Klippe war unstreitig die Popularität der Pariser, des unruhigsten, unbeständigsten, leichtsinnigsten Volks unter der

Sonne. Ein schweres Problem, wie die Versammlung diese vermeiden wollte, wenn sie in ihren Unternehmungen frei bleiben wollte! Noch wußten ein Malouet, Cazales, Clermont-Tonnere, Lafayette und unter gewissen Einschränkungen Mirabeau, dem heranstürzenden Strome der nach und nach erfolgten greulichen Gesetz- und Sittenlosigkeit einen Damm vorzubauen: aber leider wurde bald Pöbelsgunst das Idol der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers. Die Häupter derselben, die durch ihre hervorragenden Eigenschaften den Charakter derselben fixirten, bewarben sich selbst darum, um einander den Rang abzugewinnen. Diejenigen Demokraten, die mit geringern Talenten im Hintergrunde jener grössern Redner bleiben mußten, suchten theils durch die Heftigkeit der übertriebensten, abentheuerlichsten, und mit unter unsinnigsten und verabscheuungswürdigsten Meinungen, theils durch andere noch schlimmere Mittel, durch geheime Kabalen und Aufwieglungen sich einen Anhang unter dem Volke zu verschaffen.

In dieser Lage befanden sich ungefähr die Sachen, als sich endlich ein Institut bildete, das, so lange Geschichte blühen wird,

Epoche machen wird; als sich neben der Nazionalversammlung eine Authorität erhob, welche sich bald eines ausserordentlichen Einflusses auf die Gesetzgebung und das ganze Reich bemächtigte; eine der seltensten Erscheinungen, welche für Frankreich und für andere Staaten gleich gefährlich und schrecklich, furchtbar an Macht, weitaussehend in ihren Entwürfen, und unerschöpflich an verwüstenden, alles Recht und Billigkeit niederstürzenden Grundsätzen ward — der nun Gottlob zu Grabe getragene Jakobinerklub — der seinen Namen von dem Orte seiner Versammlung, dem ehemaligen Jakobinerkloster, erhielt, — oder der Zusammenfluß der unruhigsten Köpfe, der abgefeimtesten Buben, die ihre weltzerstörenden Ideen, ihre republikanischen Wünsche, ihre ehrgeizigen Absichten ausführen wollten; wo der Schmeichelei des verwegensten Pöbels ein eigener Altar errichtet, wo die öffentliche Meinung, wie Wachs, jeden Eindruck annahm, wo es nur darauf ankam, wer dem Volke dem meisten Weihrauch streuen konnte, wo selbst die angesehensten Mitglieder der Nazionalversammlung erschienen, um ihre Opfer zu bringen und dies mit einer auf=

ßerordentlichen Geschmeidigkeit und Selbstverleugnung thaten, wo endlich, als vor einem eigenmächtigen Tribunale, jede öffentliche Authorität — ein Nichts wurde, wenn sie sich nicht nach den Absichten der allgewaltigen Mitglieder der neuen Gesellschaft bequemte.

Die Chefs derselben hatten anfänglich nichts anders vor, als den Herzog von Orleans auf den Thron zu bringen, und Ludwig XVI. und seine ganze Familie, auf welche Art und Weise es auch wäre, aus dem Wege zu schaffen. Man trug am 14. Julius 1789 die Büste des Herzogs von Orleans im Palais=Royal, mit einer Krone geziert, herum, nannte ihn Vater und Wohlthäter des Volks, und hoffte schon da, diesen Prinzen plötzlich zu erheben. Man rechnete auf einen falschen Schritt von Ludwig dem XVI., auf eine Veranlassung, um ihn, mit einem guten Vorwande, des Throns verlustig zu erklären. Ludwig machte, seiner Güte wegen, falsche Schritte, aber sie waren von der Art, daß sie geradezu den Orleanisten das Spiel verdarben. Er überließ sich der Nazionalversammlung, wo er aber doch noch so viele Freunde hatte, daß

man ihn zwar seiner königlichen Macht berauben, aber nicht völlig stürzen konnte.

Die Jakobiner, die verschmitztesten Köpfe Frankreichs, hatten Scharfsicht genug, um einzusehen, daß bei der Güte Ludwigs, und bei der Liebe des Volks für ihn, kein eigentlicher Aufstand gegen ihn, und am wenigsten für den verachteten und gehaßten Orleans zu bewerkstelligen sey. Sie machten also den Plan, durch ihr neues Freiheits-System, und durch blendende Vorwände, dem Volke eine grosse, neue Glückseligkeit vorzuspiegeln, und besonders die zahlreiche Menge der niedern Klassen zu gewinnen, und so Unruhen und Tumulte zu erregen, unter welchen zur rechten Zeit Orleans hervortreten, und als Vater des Volks alles das, was man wünschte, eine allgemeine Glückseligkeit, versprechen sollte. Auch wollte man ernstlich, daß Orleans nicht anders, als nach der idealischen Verfassung, die man sich eingebildet hatte, regieren sollte. Daher sprach Mirabeau gleich im Anfange der Versammlung der Generalstände von einer neuen Ordnung der Dinge, ehe noch von einer Revoluzion die Rede war.

Zu

Zu diesem Plane gehörten fein ausgedachte Mittel, um die wilde Menge zu regieren; da errichtete man Klubs. Sie waren zwar alle revoluzionistisch, aber der Klub von 1789 und mehrere andere wollten zwar das idealische System einer vorgespiegelten Freiheit und Gleichheit, aber sie wollten die regierende Familie an der Spitze der Regierung behalten, und der gutmüthige Ludwig sollte den Namen und Schatten des Königs haben, aber unter dem Scepter der neuen Machthaber stehen. So entstanden die sogenannten Feuillants, im Dezember 1791, — die Monarchisten und andere Volksgesellschaften. Der Jakobinerklub ward aber bald übermächtig, und der monarchische je länger desto weniger geachtet, und bald zerstöret.

Der Herzog von Orleans hatte 7 Millionen Einkünfte: diese und sein ganzes Vermögen wurde für die Wirksamkeit des Jakobinerklubes verwendet. Durch solche Schätze konnte man so lange hin Volkstumulte erregen, bis man sich der Finanzen des Reichs bemächtigt hatte. Man hoffte auch, daß bei solchen Tumulten Ludwig einmal aus

dem Wege geschafft werden könnte. Die Tumulte waren häufig genug, aber die Vorsehung schützte immer den König. Er sollte nicht anders, als auf eine Art fallen, welche das Verbrechen für die ganze Nation auszeichnete, die den guten König zum öffentlichen Märtyrer machte.

Indessen machte der niederträchtige Orleans solche dumme Streiche, und bewies sich so feig, so ungeschickt, daß ihn nach und nach alle seine Freunde, und zuletzt die Jakobinerhäupter selbst verliessen, und ihre Augen nun auf seinen Sohn warfen, welcher in der bezielten Absicht auch mit Dümouriez ins Feld geschickt wurde, sich grossen Ruhm erwarb, und mit Lobsprüchen allgemein belegt wurde.

Allein, ehe der kühne Plan ausgeführt werden konnte, mußte die regierende Familie aus dem Wege geschafft seyn. Bei der Nachgiebigkeit Ludwigs in allen Dingen, bei dem Mißlingen aller Versuche, die man machte, aller Künste, die man anwendete, war dann am Ende nichts übrig, als ihn durch eine Art von gerichtlicher Form aus dem Wege zu räumen. Um aber das Volk, das ihn noch liebte, von ihm abzuwenden, wurde

der gute König erst verächtlich gemacht, und tausend Verläumdungen wurden von ihm verbreitet. Auch das wirkte nicht hinlänglich. Man entschloß sich also zu dem schrecklichen Schritte, welcher am 10. August 1792 ausgeführt wurde. Zu allen diesen Dingen und besonders zu den Verblendungen des Volks mit der vorgespiegelten Freiheit und Gleichheit, und besonders zu der Regierung des ganzen Reichs, wirkte der Pariser Jakobinerklub. Er wurde von der herrschenden Parthei regiert, und er regierte ganz Frankreich durch affiliirte Klubs in allen Städten und Dörfern. Es wurden 44,000 Munizipalitäten mit herrschender Obergewalt errichtet, und in jeder Munizipalität herrschten die Jakobiner. So kam ganz Frankreich unter ihre Gewalt, und alles in den Provinzen hieng von dem Pariser Klube ab. Er stürzte sehr bald die andern Klubs in Paris, ehe sie sich Anhang in den Provinzen machen konnten, nieder, er wurde alleinherrschend. Er gab bald der Nazionalversammlung selbst, und nachher dem Konvente Gesetze. Er war es, der zuerst auf den Tod des Königs drang; er war es, der immer

in seinen Sitzungen alles dasjenige vorbereitete, und wenn es nöthig war, mit Gewalt verlangte, was der Konvent thun sollte. Diese Dinge sind alle noch in frischer Erinnerung.

Die zweite Nazionalversammlung fühlte den Druck des Klubs, und ihre eigne Ohnmacht zu lebhaft, um länger auf dem Schauplatze zu bleiben. Sie trat ab. Der Nazionalkonvent, welcher größtentheils durch den Einfluß des Klubs allenthalben gewählt, oder vielmehr vorgeschrieben wurde, trat an ihre Stelle.

Die Hauptanführer der Jakobiner hatten es zwar dahin gebracht, daß der Konvent aus einer überwiegenden Stimmenmehrheit für ihre Hauptentwürfe bestand; aber sie hatten es nicht hindern können, daß plötzlich eine republikanische Parthei sich zeigte, und sich bald des Jakobinerklubs selbst bemeisterte. Die neuen republikanischen Ideen fanden durchgehends ausgebreiteten Beifall, sie waren der Menge der Menschen, die emporstrebten, willkommen. Der Strom der neuen Ideen von einer neuen Römerrepublik, riß alles mit sich fort. Pethion und Brissot stellten sich an die

Spitze dieser Parthei, und regierten eine Zeitlang mit Allgewalt. Sie machten den Jakobinerklub zu ihrem Werkzeuge, indem sie unter dem Vorgeben der Reinigung des Klubs alle diejenigen daraus entfernen liessen, die nicht republikanisch genug dachten und noch an der ersten Konstituzion hiengen.

Aber lange war Robespierre auf Pethion eifersüchtig. Er und Danton boten alles auf, um Pethion und Brissot zu stürzen. Man weiß, wie sie es durchsetzten, und daß die Föderalisten in den Staub getreten wurden.

Jetzt wurde aus der konföderirten, die untheilbare Eine Republik. Das Volk, welches nie einen eigenen festen Willen in keinem Staate hat, sondern immer geleitet, immer regiert wird, wurde durch den Jakobiner-Klub, der nun wieder gereinigt, wieder mit Anhängern von Robespierre besetzt wurde, bald für die Eine unzertheilbare Republik eben so fanatisch gemacht, wie es zuerst für die erste Konstituzion, und nachher für die konföderirte Republik gewesen war. Die Jakobinerklubs in den Provinzen waren die Werkzeuge des

Mutterklubs zu Paris, und dieser war, wie immer, das Werkzeug der neuen herrschenden Parthei.

Nun entstand der Anfang jener höllischen Tirannei, welche unser Jahrhundert auf eine so unmenschliche, hunderttausendfach mörderische Art ausgezeichnet hat. Danton ging in seiner wilden Phantasie so weit, daß er sogar die Atheisterei zur Landesreligion machte. Robespierre stürzte ihn, und führte dagegen einen Mischmasch von Deismus und Götzendienst ein, vervielfachte aber die Tirannei mit einer Blutgierde und Grausamkeit, für deren hinlängliche Beschreibung alle Sprachen keine Worte haben, die solche Szenen aufführen ließ, die bisher keine Einbildungskraft zu denken fähig war.

Da er immer einer der Koriphäen im Pariserklub gewesen war, und die Schliche, den Klub zu reinigen, und seinem Plane zu unterwerfen, vollkommen studirt hatte; so machte er sich nun, eben durch diesen Klub, zum unumschränkten Orddespoten von ganz Frankreich.

Es gab keine Partei mehr. Es gab nur einen Despoten, und lauter Sklaven in Frankreich. Der Jakobinerklub und alle sei-

ne Affiliirten waren die Trabanten des Robespierre.

Dieser wüthete nach einem gewissen Systeme. Er wollte alle diejenigen vertilgen, welche — noch Anhänger der Familie Ludwigs, und Royalisten von Treue waren, — welche ihren Demokratismus seiner Tirannei selbst gefährlich machten, — welche durch ihre Reichthümer sich Anhang verschaffen, und auf diese Art leicht gefährlich werden konnten — welche die Vertrauten seiner schwärzesten Verbrechen waren, und deren Verrätherei er fürchtete — endlich alle diejenigen, welche Freunde oder Verwandte von denen waren, die er haßte. Seine Agenten, denen er übrigens freie Gewalt gab, machte er von sich völlig abhängig, da er sie vertilgen konnte, sobald er wollte, wenn er ihre Missethaten nur ans Licht brachte.

Seine unbeschreibliche Despotie und Tirannei empörte endlich ganz Frankreich; der Konvent, welcher bis jetzt in einer Art von Sklaverey geseufzet hatte, ermannte sich; Tallien, Bourdon, Legendre, Andre Dümont, Merlin und andere, die den meisten Muth und den größten Abscheu gegen den Menschenwürger ohne Glei-

chen besassen, sahen ein, daß sie jetzt dem Robespierre zuvorkommen müßten, so wie er bisher immer den andern zuvorgekommen war. Barrere, Billaud de Varennes, und Collot d' Herbois halfen nun dem steten Feinde Robespierres, dem Tallien, der eben mit ihnen in wenigen Tagen fallen sollte, jene Auftritte vorbereiten, durch welche das Wüthigste aller gebornen Geschöpfe sein Ende auf dem Blutgerüste fand. Das geschah am 27. Julius 1794, und dieser ewig merkwürdige Tag war auch, wo nicht der Sterbetag des weiland allmächtigen Jakobinerklubs, doch wenigstens das Vorspiel davon.

Mit dem Abscheu gegen das gräßliche Ungeheuer, das an diesem Tage zum Segen für die Welt erlegt worden war, wuchs auch der Widerwille und die Verabscheuung der Jakobiner. Die öffentliche Meinung ward bald so laut gegen sie, und die Parthei der Gemäßigten im Konvente bald so allgewaltig, daß der Sturz der Jakobiner allmählich wirklich erfolgte. Zwar versuchten diese noch alles, was sie konnten und strengten alle Kräfte, alle Mittel an; aber vergebens. Am 9. November kam es zu einem stürmischen

Kampfe. Die Jakobiner suchten noch im Oktober und November 1794 das Volk, welches ihnen so oft zum blinden Werkzeuge diente, aufzuwiegeln. Ihre Anhänger verbreiteten sich durch alle Quartiere in Paris, stellten die herrschende Parthei als Unterdrücker des Volks vor, und wendeten Bitten und Aßignaten an, um eine Insurrekzion gegen den Konvent zu erregen. Indessen hielten sie des Abends in ihrem Saale eine grosse Versammlung. Die Gegenparthei war auch nicht müßig. Sie bekam den größten Theil der Bürger auf ihre Seite. Dieser grosse Hause zog des Abends nach dem Jakobiner-Saale. Es kam zu einem Tumulte, in welchem endlich die Anti-Jakobiner die Oberhand behielten, in den Saal eindrangen, viele Jakobiner mit Schlägen mißhandelten, alle zum Saal hinaustrieben, und den Saal zuschlossen. Es waren über 6000 Menschen über die Jakobiner her. Eine herbeieilende starke Mannschaft von der Nazionalgarde machte endlich gegen Mitternacht dem Tumulte ein Ende.

Am folgenden Tage beschwerte sich Duhem, der Jakobinerchef, mit seiner Gesellschaft im Konvente, über die erlittenen Ge-

waltthätigkeiten, und beschuldigten Tallien, Freron und deren Freunde, daß sie die Urheber davon waren, und daß man sie selbst unter dem Volke gesehen habe. Bei der Gelegenheit wurde Tallien vorgeworfen, daß er an den Ermordungen im September 1792 vorzüglichen Antheil gehabt habe. Cambon nannte ihn ein blutdürstiges Ungeheuer des 2. und 3. Septembers, und beschuldigte ihn, 1 Million und 500,000 Livres geraubt zu haben. Nach den heftigsten Debatten schlug man die Suspendirung des Jakobinerklubs vor, welches aber bei dem Geräusche, das die Jakobine = Parthei im Konvente darüber anhob, nicht sogleich zu Stande kam, doch aber an die Ausschüsse verwiesen wurde. Diese, besonders der Sicherheits = Ausschuß, vollführten auch bald darauf das für die damaligen Umstände sehr wichtige Werk. Die Jakobiner gaben selbst dazu die Gelegenheit. Sie unternahmen es am 11. November wieder, sich zu versammeln, und kamen, mit Pistolen und Säbeln bewaffnet, in den Klub. Diese Kühnheit verursachte aber einen unermeßlichen Auflauf des Volks, welches an den Thüren des Klub = Saales schrie: Herunter mit den

Jakobinern, mit den Mördern, den Ungeheuern, den Guillotinenrittern u. s. w.

Während dem Tumulte schickten die Ausschüsse eine starke Anzahl von der bewaffneten Macht nach dem Klub-Saale, und verhinderten dadurch das Blutvergiessen, liessen aber zugleich den Jakobinern durch zwei Kommissäre ankündigen, daß ihr Klubsaal provisorisch geschlossen werde. Die Jakobiner wagten es nicht, sich der öffentlichen Autorität zu widersetzen. Der Saal wurde geschlossen, die Papiere wurden versiegelt, und die Schlüssel des Saals nahm der Sicherheitsausschuß zu sich. Unterdessen ging das Volk mit lautem Jauchzen nach Hause. Am folgenden Tage wurde öffentlich auf den Strassen getanzt und gesungen, und alle Art von Freude über den Sturz der Jakobiner bezeigt.

Nach und nach kamen auch von den Sektionen aus Paris, aus den Departements, aus den entlegensten Städten Glückwünschungsschreiben an den Konvent über seinen Sieg, und die Niederlage der so blutdürstigen, grausamen Gesellschaft.

Und so endigte diese Gesellschaft, welche bald nach dem Anfange der Revoluzion alle

grossen Begebenheiten, und die Revoluzion selbst, regiert, und den Anfang des Unglücks von Frankreich erschaffen hatte. Zwar regte sie sich im Jahre 1799 wieder, nachdem die herrschende Direktorialparthei gestürzt war; aber ihr Aufbrausen war von kurzer Dauer. Sieyes, der neue Direktor, ließ mit Hülfe der beiden Räthe ihre Klubs wieder schliessen.

Die Feuillans.

So wurden eigentlich die Mitglieder eines von Johann de la Barriere nach der Benediktinerregel gestifteten Mönchsordens genannt, weil sie einen Zweig mit Blättern (feuilles) im Arme zu tragen pflegten.

Ein politischer Klub, der sich im Sommer 1791 zu Paris bildete, und seine Sitzungen in einem Gebäude dieser ehemaligen Mönche hielt, bekam daher den Namen der Gesellschaft der Feuillans.

Die Mitglieder dieser Gesellschaft machten sichs zum vorzüglichsten Geschäft, über die neue Konstituzion zu wachen, und der immer mehr um sich greifenden Gewalt der Jakobiner Einhalt zu thun. Sie blieben den Grundsätzen der gemäßigten Monarchie getreu, und wollten Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten.

Barnave, der Liebling des Volkes, bis nach der Rückkehr Ludwigs des Sechszehnten von Varennes, am 20. Juni 1791, wo man ihm vorwarf, daß er sich durch zärtliche Blicke der Königin habe gewinnen lassen — spielte bei den Feuillans eine vorzügliche Rolle. La Fayette, Bailly, und viele andere Männer von erprobter Rechtschaffenheit und nicht gemeinen Talenten gehörten zu ihren Mitgliedern, und verwendeten ihr ganzes Ansehen, um die Gesellschaft empor zu bringen; aber nie wollte es ihnen recht damit glücken. Der Kontrast zwischen ihr und dem Jakobinerklub war zu auffallend.

Bei den Jakobinern wurde gewöhnlich unter Lärmen und Toben ein Vorschlag gemacht, und entweder mit feurigem Enthusiasmus augenblicklich angenommen, oder mit lauten Unwillensbezeugungen sogleich verworfen: bei den Feuillans hingegen gingen die Verhandlungen einen ruhigen Gang; kaltblütige Ueberlegungen traten an die Stelle von jähen Aufwallungen der Leidenschaft, und sanscülottische Marktschreiereien waren ein für alle Mahl verboten.

Die Pariser entschieden für die Jakobiner, und die Provinzialstädte folgten dem

Beispiele der Hauptstadt. Ueberall fand man die Versammlungssäle der Feuillans wenig besucht; und die Zahl ihrer Anhänger verminderte sich noch mehr, da sie, nach einem hitzigen Streite mit den wilden Jakobinern, beschlossen hatten, alle Zuschauer bei ihren Sitzungen auszuschliessen. Die Verhandlungen selbst verloren dadurch an Interesse; man fing an sich mit Kleinigkeiten zu beschäftigen, verhandelte diese mit langweiliger Kälte, verlohr alle Energie, und überließ auf diese Art seinen Gegnern freiwillig das Feld. Die Partei der Jakobiner drang zwar auch, dem äußern Vorgeben nach, auf die Aufrechthaltung der im Jahr 1791 eingeführten monarchisch-konstituzionellen Regierungsverfassung, arbeitete aber im Geheim an dem Umsturze des Thrones, entweder um dem Herzog von Orleans die höchste Gewalt in die Hände zu spielen, oder eine republikanische Verfassung einzuführen. Sie waren damals unter dem Namen der Orleanisten und Brissotisten bekannt, und vergrösserten sich besonders unter der verwirrten Regierung der zweiten Nazional-Versammlung ungemein stark.

Die Auswanderung des La Fayette und vieler anderer Häupter der Feuillans, der Sturz des Königthums und der neu versammelte Nazional-Konvent führten endlich den gänlichen Sturz der Feuillans herbei; und seitdem hat sich diese Gesellschaft nie wieder erhohlen können.

Die Girondisten.

Die Gironde, ist der Name einer Parthei, welche in der französischen Revoluzion eine sehr glänzende Rolle spielte, zuletzt aber ihre Häupter durch die hämische Jakobiner-Rotte nach und nach auf der Guillotine verlor. In der zweiten sehr übel organisirten Nazionalversammlung zeichneten sich unter einer Menge von ganz untauglichen oder unmoralischen Mitgliedern die Deputirten des Departements der Gironde sehr vortheilhaft aus, und gewannen bald durch gründliche Kenntnisse und einnehmende Beredsamkeit, welche man an ihnen bewunderte, ein bedeutendes Uebergewicht in der Versammlung. Gensonne, Guadet, und Vergniaud waren unter diesen Männern die berühmtesten.

Da sie die wahre Lage der Dinge in Paris als Fremde nicht ganz kennen konn-

ten, so schlossen sie sich bald an Brissot und seine Anhänger an, und gewannen ein Jahr später, 1792, durch die Parthei des Minister Roland einen neuen Zuwachs.

Der gesammte Anhang dieser Männer machte nun die Majorität in der Versammlung und dem nachherigen Konvente aus, und hatte die Zügel der Regierung in den Händen, die er einem Robespierre, Danton, Marat und andern nie hätte überlassen sollen, und auch wohl nie überlassen haben würde, wenn man vorausgesehen hätte, daß bei einer so gewaltsamen Revoluzion, wie die Französische, mit gewöhnlicher Klugheit nichts ausgerichtet werden könne.

Die Girondisten traten zu einer Zeit auf den Schauplatz, da die Royalisten immer noch mächtig genug waren, einen entscheidenden Streich auszuführen. Sie machten daher, um diesen zu verhindern, im Anfange gemeine Sache mit den Jakobinern, unbekümmert um die nachtheiligen Folgen, welche eine Verbindung mit diesem losen Gesindel unausbleiblich nach sich ziehen mußte.

Brissot und Vergniaud, nebst den übrigen Anhängern dieser Parthei besuch-

ten häufig den Jakobinerklub und glänzten daselbst mit ihren Redner-Talenten. Den Häuptern der Jakobiner mußte, ehe sie sich selbst stark genug fühlten allein zu handeln, die Gemeinschaft mit diesen Männern, die wegen ihrer Gelehrsamkeit und Kenntnisse aller Art hoch über sie erhaben waren, äusserst willkommen seyn. Man vertrug sich also brüderlich, und proklamirte nach dem Umsturze der Monarchie, den 10. August 1792, mit schwärmerischem Enthusiasmus die Republik, am 21. September.

Alle Partheien schienen nun auf einmahl befriedigt; aber zum Unglück gab dieser Zeitpunkt das Signal zu gefährlichen Spaltungen, welche nur ein bürgerlicher Krieg zu endigen drohte. Beide Partheien — Girondisten und Jakobiner — standen gegen einander, und würden gewiß gleich damahls hart aneinander gekommen seyn, wenn sie nicht das gemeinschaftliche Interesse an dem noch unbestimmten Schicksal des unglücklichen Königs einigermassen zusammen gehalten hätte. Die Girondisten wollten die Republik auf einen festen Punkt bringen, und die Verwaltung wo möglich, selbst überneh-

nehmen; die Jakobiner hingegen wünschten alles erst recht zu verwirren, um sich ansehnlich zu bereichern, und dann dem Volke ein Schattenbild einer reinen Demokratie aufzudringen.

Das Ministerium war zwar nach dem Sturze des Königthums meistentheils mit Girondisten besetzt; allein sie waren damals schon so ohnmächtig, daß Roland, der Minister des Innern, die empörenden Mordthaten in den ersten Tagen des Septembers 1792 nicht zu mißbilligen noch weniger zu verhindern wagte. Am 3. September sprach er die merkwürdigen Worte im Konvente: „Es ist rathsam, die Unthaten des gestrigen Tags hinter einem Schleyer zu verbergen;" — und legte damit ein aufrichtiges Geständniß der Schwäche seiner Parthei ab, welche nicht einmal Macht genug hatte, einen Haufen Mörder zu bändigen und doch Frankreich regieren wollte.

Ungeachtet der Menge von Brochüren, womit eben dieser Roland den Gemeingeist der Pariser zu verbessern und zu bilden hoffte, und ungeachtet der politischen Vorlesungen, welche seine schöne Frau (die Dümouriez sonderbar genug le point central du

parti de la Gironde nannte) den Freunden ihres Mannes bei freundschaftlichen Gastmählern zu halten pflegte, wollte dennoch das Ansehen der Girondisten nicht steigen. Man verlor die Zeit mit Deliberazionen, wo es darauf ankam einen raschen Entschluß zu fassen, und legte gewöhnlich erst dann Hand an das Werk, wenn die Jakobiner den Streich schon ausgeführt hatten.

Bei dem Prozesse des Königs suchten die Girondisten, bei der Unmöglichkeit, ihn völlig zu retten, es wenigstens so weit zu bringen, daß der Ausspruch ans Volk gebracht würde, und erhielten deßwegen den Nahmen der Appellanten. Allein sie richteten bekanntlich damit nichts aus, sondern erbitterten ihre Feinde, die Jakobiner, dadurch nur noch mehr.

Ein Aufstand sollte sie am 10. März 1793 schon völlig verdrängen; allein er mißglückte, und die Jakobiner mußten den Triumph über ihre unglücklichen Gegner bis zum 31. Mai verschieben. Dieser Tag bereitete der Gironde den völligen Sturz. Die meisten ihrer Mitglieder wurden eingekerkert, andere kamen auf der Flucht ums Leben, und nur wenigen glückte es, in verschiede-

nen Schlupfwinkeln den spähenden Augen ihrer Feinde zu entgehen. Einige hofften Hülfe von ihren Departements; allein sie blieb aus, und niemand wollte die Geächteten unterstützen.

Robespierre und seine Genossen säumten nicht die Eingekerkerten aufs Blutgerüste zu bringen. Man beschuldigte sie gefährlicher Einverständnisse mit den Feinden der Republik und geheimer Verschwörungen zur Wiederherstellung der Monarchie. Am 31. Oktober 1793 mußten Brissot und zwanzig andere seiner Anhänger die Guillotine besteigen. Sie opferten alle ihr Leben mit der größten Standhaftigkeit auf, und zeigten durch die Heiterkeit, mit der sie starben, daß sie dies harte Schicksal nicht verdient hatten.

Mit den Jakobinern verglichen, erscheinen sie immer in einem schönen Lichte; allein Helden einer strengen Tugend, Männer von völlig bewährter Rechtschaffenheit und aufrichtiger Wahrheitsliebe waren sie wenigstens nicht alle. Zur Führung der Staatsgeschäfte taugten die wenigsten, weil die größte Anzahl unter ihnen aus Advokaten, Gelehrten und Kaufleuten bestand, wel-

che über die Staatsverfassung viel raisonirten, und auch wohl blendende politische Systeme auf ihren Studierzimmern ausbildeten, aber allemal in Verlegenheit geriethen, wenn es aufs wirkliche Handeln ankam.

Wir wollen noch kürzlich die merkwürdigsten Anhänger der Gironde der Uebersicht wegen namentlich anführen. Es waren: Brissot, Barbaroux, Bůzot, Carra, Condorcet, Důcos, Doulcet, Fonfrede, Fauchet, Gensonne, Guadet, Isnard, Louvet, Lanjuinais, Lepaux, Lesage, Pethion, Rabaut de St. Etienne, Sillery, Vergniaud und Valaze. Unter ihnen sind Doulcet, Isnard, Louvet, Lepaux, Lesage und Lanjuinais die einzigen, welche durch ein Dekret vom 9. März 1795 in den Schooß des Convents zurückgerufen wurden, nachdem vorher die nicht geringe Anzahl der Deputirten, welche gegen den Sturz der Girondisten am 31. Mai 1793 protestirt hatten, wieder aufgenommen war. Auch bekamen sie bei der Einführung der neuen Konstituzion in den beiden Räthen Stellen als Gesetzgeber.

Die Chouans.

Unter dieser Benennung hat man oft im Allgemeinen diejenigen Insurgenten in Frankreich begriffen, welche den Muth und die Thätigkeit der französischen republikanischen Armeen am rechten und linken Ufer der Loire seit einigen Jahren auf die härteste Probe gestellt haben; eigentlich aber führen diesen Namen nur diejenigen rebellischen Departements, welche am rechten Ufer der Loire liegen, und das ehemalige Bretagne, Anjou und Maine ausmachen. Die Fläche Landes, wo hauptsächlich der Kriegsschauplatz eröffnet war, bildet beinahe ein Viereck, wovon die Städte Nantes, Angers, Mayenne und Rennes die Winkel sind, aber die Streifereien erstreckten sich bisweilen noch weiter längs der Küste hin, bis zu der Stadt Orient.

Ueber den Ursprung der Benennung **Chouans** ist man noch nicht ganz einig; indem sie einige von den Namen der Söhne eines Schmieds ableiten, welche in jenen Gegenden zuerst Aufruhr gepredigt und die Fackel des Bürgerkriegs angezündet haben sollen, andere aber den ersten Grund derselben in der fehlerhaften Aussprache des französischen Wortes Chat-huant, (Nachteule) finden wollen. Eine Gesellschaft von Schleichhändlern, welche vor der Revoluzion ein ansehnliches Gewerbe mit heimlicher Ausfuhr des Salzes aus der Bretagne in die benachbarten Provinzen trieb, soll sich nemlich an den nachgeahmten Tönen der Nachteule unter einander erkannt haben, und sich gegenseitig zu Hülfe geeilt seyn, wenn etwa eins ihrer Mitglieder das Unglück hatte, einem Spion der ehemaligen Generalpächter in die Hände zu fallen.

Durch die Revoluzion wurde das Handwerk dieser Leute, welche größtentheils keine andere Beschäftigung kannten, überflüßig. Da sie nun einmahl an ein herumstreifendes Leben gewohnt waren, so durchzogen sie das Land und wurden Räuber; mehreres Gesindel gesellte sich zu ihnen, und der Haufen

dieser gefährlichen Müßiggänger wurde je länger je furchtbarer. Durch den Uebergang des Generals der Vendeer, Charette, über die Loire, wo sich dieser Feldherr der Stadt Grandville bemächtigen, und dadurch eine Kommunikazion mit England eröffnen wollte, gewannen die Chouans neuen Zuwachs, da die Armee des Charette im Dezember 1793, durch die Tapferkeit der Republikaner genöthiget wurde, sich nach der Loire zurückzuziehen. Nun wollten sie auch für die Wiederherstellung der Religion und des Königthums streiten, und deßwegen mit den Vendeern gemeine Sache machen, eigentlich aber ging ihre Hauptabsicht auf Mord und Plünderung, und diesen Zweck hat ein grosser Theil bis auf die neuesten Zeiten nicht aus den Augen verloren.

So verheerend auch immer der Kampf zwischen ihnen und den Republikanern gewesen ist, so kann er doch kein Krieg im eigentlichsten Sinne genannt werden. Schon die Lage des Landes macht regelmäßige militärische Operazionen unmöglich. Waldungen, mit hohen Hecken verzäunte Felder, Hohlwege und breite, sich überall durchkreuzende Kanäle, hindern den Marsch einer

völlig organisirten Armee. Man war genöthigt in kleinern Abtheilungen zu fechten, konnte aber auch da nicht viel bewirken, weil den Chouans immer noch Schlupfwinkel zu Gebote standen, wohin ihnen die der Gegend unkundigen Republikaner nicht folgen konnten. Sehr oft sprach man im Konvent von der gänzlichen Niederlage der Chouans; und doch zeigten sie sich immer aufs neue, und fügten den Republikanern beträchtlichen Schaden zu.

Da man sich nun endlich überzeugt hatte, daß mit Strenge durchaus nichts bewirkt werden könnte; so versuchte man gütliche Unterhandlungen, gab für die sämmtlichen Aufrührer ein Amnestiedekret, im Dezember 1794, und schickte die Volksrepräsentanten Delaunay, Ruelle und Bollet nach der Vendee. Ersterer stattete darauf im März 1795 einen Bericht über seine Sendung ab, und machte zugleich die Erklärung bekannt, in welcher, ausser den Vendeern, auch die Chouans dem Konvent Unterwürfigkeit angelobt hatten. Dessen ungeachtet kamen die völligen Friedensunterhandlungen erst am 20. April 1795 zu Stande, da Cormartin, der Hauptanführer

der Chouans, erklärte, daß er von nun an die Waffen niederlegen, und die eine untheilbare Republik erkennen würde.

Nach solchen feierlichen Versprechungen konnte man kaum an der Dauer des Friedens zweifeln; und dessen ungeachtet entdeckte sich bald, daß die Chouans den Feindseligkeiten ein Ende gemacht hatten, um sich indessen erhohlen, und zu einem anderweitigen Angriff neue Kräfte schöpfen zu können. Man entdeckte Einverständniß mit England und den Ausgewanderten, und nahm deßwegen am 25. Mai 1795 den Hauptanführer Cormartin nebst sieben andern seiner Gehülfen gefangen. Ein Prozeß wurde gegen ihn in Paris instruirt; aber er wußte sich so geschickt zu vertheidigen, und besonders bemerklich zu machen, daß man von Seiten der Republikaner nicht alle Bedingungen erfüllt, und daher den Frieden zuerst übertreten habe, daß man sich begnügte ihn in das Gefängniß zu Caen zu schicken.

Für die Chouans war freilich Cormartin's Verlust empfindlich; denn da sie mit ihm zugleich die übrigen Anführer verlohren hatten, so wurde es ihnen unmöglich, sehr thätig zu seyn. Sie streiften seit-

dem nur noch in kleinen Haüfen — beinahe wie im Anfange des Krieges — umher, hauptsächlich um zu rauben und zu plündern; allein der General Hoche, welcher darauf das Oberkommando in den unruhigen Departements bekam, erfüllte ganz die Erwartung, welche die Republikaner von ihm gefaßt hatten, und endete im Frühjahr 1796, nachdem er vorher die Vendee bezähmt hatte, endlich auch den verderblichen Krieg am rechten Ufer der Loire. Der Anführer der Chouans, Scepeaux, welcher nach der Entweichung des Grafen Puisaye nach England das Oberkommando verwaltete, legte mit seinem Heerhaufen die Waffen nieder, und erkannte die Republik an. Die übrigen Chouans folgten diesem Beispiele, und zu Ende des Monats Juni war die Ruhe in jenen unglücklichen Gegenden wieder hergestellt.

Doch dauerte diese Ruhe nicht zu lange; denn gegenwärtig, am Anfange des Jahres 1800, sind sie unter neuen Anführern wieder fürchterlicher, wie vorher: der neue Consul der Republik Bonaparte wendet zwar alles an, um die Ruhe herzustellen, ob es ihm aber ganz gelingen werde, muß die Zeit lehren.

Sturz der Triumvire in Frankreich, oder der Direktoren Merlin, Lareveillere-Lepaux, und Treilhard.

Wenn die Regierung oder Diktatur, welche die Revoluzion vom 4. September 1797 (18. Fruktidor) in Frankreich stiftete, es blos mit den Royalisten zu thun gehabt hätte, deren Unternehmungen den Vorwand zu jener Revoluzion hergaben, so würde sie nichts in ihrem Siege aufgehalten, und vielleicht selbst das auswärtige Unglück der Republik, ihre Herrschaft nicht erschüttert haben. Alles, was das Direktorium zur Unterdrückung des Royalismus und der auch nur von fern diesem System verwandten Partheien beschlossen hatte, ist mit raschem Erfolg, und — wie hart und ungerecht es auch seyn mogte — mit völliger Sicherheit

gegen Vorwürfe und Anklagen, ausgeführt worden. Niemand hat je die Mitglieder der nun aufgelöseten Regierung über ihre Grausamkeit gegen zurückgekehrte Emigrirte, und unglückliche Priester, zur Rede gestellt: Niemand hat ihnen über das Schicksal der Deportirten nach Guyanna, Rechenschaft abgefordert: Niemand hat über die Militair-Kommißionen, die sie, der Konstituzion zum Troz und zum Spott, in allen Departements niedersetzten, und bis ans Ende ihrer Herrschaft beibehielten, Beschwerden geführt: kurz, wenn sie die berüchtigten Gesetze vom 19. Fruktidor nur in diesem Sinne vollzogen, und bis zur höchsten und gewaltsamsten Ausdehnung gemißbraucht hätten, so würden sie in der jetzigen Lage der Dinge nie, weder Widerstand, noch Verantwortung zu befürchten gehabt haben.

Was ihre Lage aber mißlich, und die Dauer ihrer Herrschaft von Anfang an zweifelhaft machte, war der Umstand, daß sie von einer andern Parthei, die grössere Mittel mit grösserer Energie verband, unablässig bedroht, ihre Kräfte theilen, und indem sie mit einer Hand die Reste der Anti-Fruktidorianer zu Boden schlugen, mit der an-

dern das Emporkommen der Ultra-Frukti-
dorianer mühsam von sich abwehren mußten.

Den eigentlichen Kern dieser letzten Parthei bildeten einige zur Zeit des Schreckens-Systems gewaltige und von dieser Zeit her noch immer gefürchtete Mitglieder des Nazional-Konvents, und ihre Anhänger in den beiden Räthen und ausserhalb derselben. Seit dem 9. Thermidor, welcher den Schrecklichsten von dieser Parthei Stillschweigen auferlegte, besonders aber seit der Einführung der Konstituzion von 1795, welche selbst die verhältnißmäßig mildern um einen Theil ihres Einflusses brachte, immer mehr und mehr geschwächt, hatten sie sich nicht ohne allen Grund geschmeichelt, daß die Revoluzion vom 18. Fruktidor zu ihrem Vortheil ausschlagen würde. Sobald sie gewahr wurden, daß ihre Hoffnung vereitelt war, verwandelten sie sich in erbitterte Feinde einer Regierung, die vielleicht ohne ihren Beistand nie allmächtig geworden wäre. Mit ihnen vereinigten sich nach und nach alle, die aus einem oder dem andern Grunde Abneigung gegen diese Regierung gefaßt hatten, und so wuchs eine Opposizion auf, deren Anfang

und Stärke man bei dem gänzlichen Aufhören aller Rede- und Druckfreiheit, nur aus den oft ängstlichen, und oft drohenden Aeusserungen der Regierung selbst, richtig beurtheilen und schätzen konnte.

Das Direktorium hatte sich zum ersten Grundsatze gemacht, so viel als möglich einen festen und unverrückten Lauf zwischen den beiden seiner Herrschaft entgegen stehenden Partheien zu beobachten, und durch oft veränderte Angriffe, bald bei den gesunkenen Royalisten den Muth wieder aufzustehen, bald bei den emporstrebenden Terroristen die Hoffnung sich des Ruders zu bemächtigen, gänzlich zu vernichten. Dieses System eines künstlichen Gleichgewichts, welches sogar auf den ersten Anblick dem wahren Interesse des Staates angemessen schien, wurde eine Zeitlang mit Glück aufrecht erhalten. Aber eben deßhalb, weil die Regierung fühlte, daß die Gefahr von Seiten der Terroristen die dringendere war, konnte es nicht fehlen, daß diese am Ende die öftern und die härtern Schläge traffen, und daß die Keime des wechselseitigen Hasses sich von dieser Seite täglich vermehren mußten.

Die erste grosse Veranlassung, welche sowohl die Absicht des Direktoriums, die terroristische Parthei gänzlich zu unterdrücken, als seine Fähigkeit zur Ausführung eines solchen Plans an den Tag legte, war die Wahl der neuen Mitglieder der Legislatur im Frühjahr 1798. Da unter den damaligen Umständen keiner, den auch nur der entfernteste Verdacht einer antifruktidorianischen Gesinnung treffen konnte, die Wahlversammlungen zu besuchen wagte, so war nichts natürlicher, als daß diese zwischen den Kreaturen des Direktoriums und den Anhängern der Terroristen getheilt, obschon ungleich getheilt seyn, und daß von den 435 neuen Deputirten, — denn so viel waren erforderlich, um ausser dem gewöhnlichen Drittheil, die Lücke, die der 18. Fruktidor gemacht hatte, wieder zu besetzen — wenigstens der vierte oder fünfte Theil aus dem Schooße der von der Regierung gefürchteten Parthei hervorgehen mußten.

Kaum war dieses Resultat bekannt, als das Direktorium den Entschluß faßte, mit seiner ganzen Macht dagegen aufzutreten. Es ließ an die beiden Räthe Bothschaften über Bothschaften ergehen, worinn die Wah-

len in einem grossen Theile der Republik als das Werk einer anarchistischen Verschwörung dargestellt, und für schlechterdings unzuläßig erklärt wurden. So sehr auch einige Mitglieder des Rathes der Fünfhundert gegen diesen Antrag eiferten, so vollständig entschied sich dennoch der Sieg für die Direktorial-Parthei. Eine Kommission brachte ein Dekret in Vorschlag, welches — fast wörtlich auf die Instrukzionen des Direktoriums gegründet, — die Wahl aller der Regierung unangenehmen Deputirten als ungültig kassirte, und aus diesem Dekret wurde durch die Bestätigung des Rathes der Alten, das berüchtigte Gesetz vom 22. Floreal (4. Mai 1798), die bitterste Satyre gegen Volks-Rechte, Wahlversammlungen und politische Verfassungen, die sich eine demokratische Regierung wohl jemals erlaubt haben mogte.

Die Konstituzion von 1795 war schon durch den Gewaltstreich vom 18. Fruktidor vernichtet: aber jetzt überzeugten sich die, welche den 18. Fruktidor herbeigeführt hatten, daß sie auch für sie nicht mehr existirte. Das Direktorium war indessen noch viel zu mächtig, um einen ernsthaften Aufstand zu

befürchten. Die vorübergehende Gährung, welche jenes Gesetz hervorbrachte, legte sich wieder: und die Regierung fand sogar Mittel, sich mit verschiedenen der bedeutendsten Personen, von der so tief gekränkten Parthei dadurch, daß sie ihnen wichtige — jedoch meistens auswärtige Posten anvertraute, zu versöhnen.

Die Begebenheiten in der Cisalpinischen Republik, im August 1798, gaben eine neue Veranlassung zum lauten Ausbruch der Unzufriedenheit von Seiten derer, welche die Diktatur der Direktoren mit eifersüchtigem Auge betrachteten. Der französische Ambassadeur Trouve kehrte, vom Direktorium bevollmächtiget, die ganze Verfassung dieser für unabhängig erklärten Republik um; und diese wichtige Veränderung wurde nicht nur, ohne daß den beiden Räthen der französischen Legislatur die geringste Nachricht davon mitgetheilt worden wäre, vollführt, sondern, was das schlimmste war, als ein Vorspiel zu ähnlichen Revoluzionen in der Verfassung von Frankreich betrachtet. Lucian Bonaparte unterstand sich, in einer kühnen und enthusiastischen Rede, die Urheber dieses Plans mit Cromwell zusam-

men zu stellen, und forderte seine Kollegen auf: „dem Strome der Desorganisazion, die sie „bedrohte, an seiner Quelle Einhalt zu thun.“

Indessen sah das Direktorium auch diese Wolke vorüberziehen, und würde vielleicht, gegen die Angriffe der Gegner, da sie sich immer noch auf Worte beschränkten, gleichgültiger, seine täglich mehr befestigte Macht noch lange genossen haben, wenn nicht Verlegenheiten im Innern, ansehnlich vergrößert durch einige unvermuthete Unfälle von aussen her, den Muth seiner Feinde belebt, und ihm zuletzt die Kraft zum Widerstande geraubt hätten.

Die zunehmende Verwirrung in der Finanz-Administrazion, war die erste Klippe, an welcher diese allgewaltige, in- und ausserhalb Frankreich so gefürchtete Regierung zu scheitern anfing. Die Entschuldigung, deren sich das Direktorium vor dem 18. Fruktidor so oft bedient hatte — daß die Legislatur absichtlich die Mittel zur Bestreitung der Staats-Ausgaben verweigere, hielt nach dem 18. Fruktidor nicht länger Stich. Man hatte durch das Gesetz vom 9. Vendemiaire (30. September) 1797 — die Zinsen der gesammten Staatsschuld auf ein Drittheil ih-

res eigentlichen Betrages herabgesetzt: man hatte der Regierung, bei der Finanz-Administration, so wie bei allen andern Zweigen der Verwaltung freie Hand gelassen: man hatte alles, was sie verlangte, ohne Widerspruch, oft ohne Formalität einer Prüfung bewilligt: und gleichwohl nahm die Verlegenheit in fürchterlicher Progression zu; und gleichwohl forderte das Direktorium zu neuen Verfügungen, um das Deficit in den Einnahmen zu decken, immer dringender und immer gebietender auf.

Die Debatten über dieses Deficit, besonders, die, welche sich im Februar 1799 über den Plan zu einer Abgabe vom Salz erhoben, zeigten ganz deutlich, daß die Furcht vor dem Direktorium von ihrer ersten Stärke viel verloren hatte. Bertrand, Lucian Bonaparte, und andere Mitglieder der Oppositions-Parthei sprachen ohne alle Scheu über die wahren Ursachen der fortdaurenden Zerrüttung der Finanzen; und obgleich die Salz-Abgabe endlich mit einer geringen Stimmenmehrheit im Rath der Fünfhundert durchging, so wurde sie doch, ohne Rücksicht auf die Drohungen und Klagen der Regierung, vom Rathe der Alten verworfen.

Die Siege der österreichischen Waffen im März und April gaben endlich dem bisherigen Verhältnisse zwischen den Räthen und dem Direktorium eine neue Gestalt. Reubell, den man für die mächtigste Person in der Regierung hielt, schied am 9. Mai, entweder freiwillig, weil er den Sturm von allen Seiten zusammen ziehen sah, oder wie einige behaupten wollen, durch bestimmte Aufforderungen gezwungen, aus dem Direktorium. Die Regierung fühlte ihre Schwäche schon so sehr, daß sie an den diesjährigen Wahlen zur Legislatur nur im Stillen, und gleichsam verstohlen, Antheil nahm, und daß sie, im auffallendsten Contrast mit ihrem Verfahren im Jahr 1798, auf keinen Einfluß bei der Beurtheilung dieser Wahlen Anspruch zu machen schien. Die beiden Räthe bestätigten alle Operazionen der Wahlversammlungen, die nicht durch offenbare Fehler ungültig, oder durch Scissionen streitig gemacht wurden, und blieben da, wo diese eingetreten waren, mit wenigen Ausnahmen, dem Princip, die Majorität der Stimmen zu ehren, getreu. Am 20. Mai traten die Deputirten des neuen Drittels in die beiden Räthe ein, und unmittelbar darauf

nahm der Krieg gegen das Direktorium seinen Anfang.

Einige nachdrückliche Addressen aus Grenoble, Nantes, u. s. f. in einem Tone abgefaßt, den man während der ganzen Direktorial-Regierung nicht mehr gehört hatte, eröffneten, gleich vorläufigen Scharmützeln, das Gefecht. Dreiste Reden und Mozionen, über die Unordnungen und Mordthaten im Innern des Landes, über die Verschwendung der Staatsgelder, über die Unterdrückung der Preßfreiheit, über die Beibehaltung zahlreicher Truppen in und um Paris — bahnten den entscheidenden Schritten und unmittelbaren Angriffen den Weg, und gleich darauf wurden diese — durch die fortdauernden Niederlagen der Armeen zur schnellern Reife befördert — obgleich noch leise und gemässigt, doch unverkennbar, durch eine Botschaft, welche der Rath der Fünfhundert am 5. Junius an das Direktorium richtete, angekündigt. — „Alles sagt uns — hieß es in dieser Botschaft — daß die Sicherheit der Nazion von aussen bedroht ist, und im Innern Gefahren zu befürchten hat. — Ihr müßt Euch erklären: ein längeres Stillschweigen von Seiten der Regierung würde

das Volk, und die gesetzgebende Versammlung beunruhigen."

Unterdessen wurde die längst vorbereitete Discussion über die Aufhebung des Preßzwangs eröffnet, und vom 10. bis zum 16. ununterbrochen fortgesetzt. Wer nur einigermassen mit der Lage der Dinge und der Taktik der Partheien bekannt war, mußte gleich gewahr werden, daß diese Discussion einer ernsthaftern und wesentlichern, zu deren feierlichen Ankündigung die Stunde noch nicht geschlagen hatte, nur zur Hülle, und gleichsam zum Vehikel diente. Die Kühnheit der Redner stieg von Tage zu Tage höher. Sie sprachen ohne Rückhalt, von der Diktatur des Direktoriums, von seiner Tirannei gegen die Patrioten, von dem Mißbrauch der Gewalt, die ihm am 18. Fruktidor beigelegt worden war, von der Herabwürdigung der Legislatur, von dem Unglücke und den Gefahren der Nazion. Die seit einigen Jahren verstummten Gallerien wachten zu einem neuen Leben auf; die Vertheidiger des Direktoriums durften kaum noch ihre Stimme erheben. Man erwartete von einem Augenblicke zum andern das Signal einer neuen Revoluzion.

Am 16. Junius war alles dazu in Bereitschaft. Man hatte eben noch über einzelne Artikel eines Projekts, über die Preßfreiheit debattirt, als eine Botschaft an das Direktorium vorgetragen, und zur Stelle angenommen wurde, die auf unverzügliche Beantwortung der frühern, am 9. abgegangenen, drang, und zugleich erklärte, daß der Rath der Fünfhundert so lange, bis die Antwort einginge, in permanenter Sitzung verbleiben würde. Der Rath der Alten, der von diesem Schritte benachrichtiget ward, entschloß sich gleichfalls, seine Sitzung für permanent zu erklären.

Die Opposizion konnte nun nicht mehr auf halbem Wege stehen bleiben, sie selbst, oder das Direktorium mußte fallen. Der erste unumgängliche Schritt zur Selbst-Erhaltung und zum Siege für jene war der, daß sie die Majorität der Stimmen im Direktorium in die Minorität verwandelte. Barras war für die bevorstehende Veränderung gewonnen; auf Sieyes, der Reubells Stelle eingenommen hatte, konnte die angreifende Parthei rechnen. Aber Merlin, Lareveillere und Treilhard hätten die beiden andern Direktoren über-

stimmt. Diese Majorität, der man nun den verhaßten Namen des Triumvirats gab, mußte aufgelöst werden.

Was in diesem kritischen Augenblicke im Innern des Direktoriums vorging, ist bis jetzt noch mit einem Schleier bedeckt; eine Menge von Umständen aber macht es höchst wahrscheinlich, daß die sogenannten Triumvire an keinen Widerstand dachten. Es hat freilich etwas befremdendes, Männer, die bis dahin mit einer so ausgedehnten, fast unbeschränkten Macht bekleidet waren, die am 18. Fruktidor zwei ihrer eigenen Kollegen und die Hälfte des gesetzgebenden Korps zu Boden geschlagen hatten, und die über zahlreiche, auf den ersten Wink bereite Truppen disponirten, plötzlich zu einer so absoluten Gelassenheit, zu einer so ruhigen Ergebung in ihr Schicksal übergehen zu sehen. Aber, wenn man die traurige und beinahe verzweifelte Lage von Frankreich, die Zerrüttung im Innern, die drohenden Gefahren von aussen erwägt, wenn man bedenkt, wie sehr diese Umstände die Lust an der Herrschaft, und den Muth, sie zu behaupten, niederschlagen, wie sehr der Gedanke, von Sieyes verlassen, von Bar-

ras vielleicht verrathen zu seyn, alle Hoffnung des Erfolges auslöschen mußte, daß sie überdieß mit dem Hasse der ganzen Nazion zu kämpfen hatten, mit einer ungeheuren Verantwortlichkeit für das Vergangene schon beladen waren, und, wenn sie siegten, noch einer viel schwerern in einer trüben Zukunft entgegen gingen, endlich, daß sie allem Vermuthen nach; auch auf den Beistand der Truppen nicht unbedingt rechnen durften — so zeigt sich jene seltsame Erscheinung in einem sehr natürlichen Lichte. Was daher die Führer der Gegenparthei von Freiheitsmordenden Projekten und Gefahren für die Repräsentanten des Volks hinwarfen, war vermuthlich nichts, als der gewöhnliche Kanzlei-Styl, dessen sich in der Revoluzion der angreifende Theil fast immer bedient, um — so lange der Sieg noch unentschieden ist — für den angegriffenen gehalten zu werden.

Gerade die geringfügigste aller Verletzungen der Konstituzion, welche das Direktorium und seine Gehülfen in den beiden Räthen unternommen hatten, gab jetzt die ersten Waffen her, womit man jene, noch kurz zuvor unüberwindlich scheinende Macht plötzlich

zertrümmerte. Treilhard war, — auf ausdrückliches Geheiß des Direktoriums — im Mai 1798 zum Direktor an die Stelle des damals ausgetretenen Francois de Neufchateau ernannt worden. Nach einem Artikel der Konstituzion, sollte kein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung eher, als ein volles Jahr nach seinem Austritt aus der Legislatur zum Direktor gewählt werden können. Weil es aber einmal Treilhard, (von dessen Abgange aus dem gesetzgebenden Korps an wirklich noch kein Jahr verflossen war,) und kein anderer seyn mußte, hatten die beiden Räthe, welche ihn ernannten, den Artikel dergestalt ausgelegt, als wenn er nicht von dem Augenblick der Wahl, sondern von dem Augenblick des Eintritts in die Direktorial-Funkzionen, zu verstehen wäre. Dieser unstreitig willkührlichen Auslegung bemächtigte man sich jetzt, um die Ernennung Treilhards zum Direktor für konstituzionswidrig zu erklären. Die Resoluzion, welche dies aussagte, wurde in der Nacht vom 16. zum 17. Juni dem Rathe der Fünfhundert vorgelegt, einstimmig angenommen, und gleich darauf vom Rath der Alten bestätiget. Treilhard wich ohne

den geringsten Widerstand, und am folgenden Tage wurde Gohier, ehemaliger Justiz-Minister, und zuletzt Richter bei dem Kassazions-Tribunal zu seinem Nachfolger ernannt.

Von Stunde an war der Sieg der Gegner des Direktoriums entschieden. Wenn Merlin und Reveillere-Lepaux auch den Willen gehabt hätten, sich der Parthei, die in diesem Augenblicke die beiden Räthe leitete, zu widersetzen, so mußten sie schon deßhalb auf jede wirksame Maßregel Verzicht thun, weil sie, als Minorität, nicht mehr im Namen des Direktoriums handeln durften. Sie schickten zwar am folgenden Tage zur Antwort auf die an sie addressirten Botschaften eine Rechtfertigung ihres Verfahrens in den Rath der Fünfhundert, aber diese beschleunigte nur ihren Fall. Ehe noch die dazu ernannte Kommission ihren Bericht über die Antwort des Direktoriums abstatten konnte, hatten Bertrand und Boulay schon mit unaufhaltsamen Ungestüme den Stab über die beiden Direktoren gebrochen. Sie blieben nicht mehr blos bei ihrer Unfähigkeit, bei der schlechten Wahl ihrer Beamten, bei ihrer Sorglosigkeit in Anse-

hung der öffentlichen Gelder, und bei den Gefahren, in welche sie den Staat durch ihre Fehler gestürzt hatten, stehen: sie sprachen laut von ihren Verbrechen und von ihrer Strafbarkeit. — Der Rath der Fünfhundert nahm nun ganz die Stellung an, welche grosse Maßregeln verkündigte. Um ein allgemeines Interesse für seine Mitglieder rege zu machen, faßte er, — so wenig Veranlassung auch dazu vorhanden seyn mogte — einen Beschluß, der Jeden, welcher die Sicherheit und Freiheit des gesetzgebenden Korps antastete, für gesetzlos erklärte, und ließ diesen Beschluß vom Rathe der Alten sankzioniren. Zugleich wurde eine neue, ausserordentliche Kommission ernannt, um sich mit den dringendsten Angelegenheiten des Staates zu beschäftigen. Und diese eilf Männer, die diesmal das Vaterland retten sollten, waren folgende: Boulay, Lucian Bonaparte, General Jourdan, Talot, Petiet, Poulain-Grandprey, Augereau, Bergoeng, Joubert, Francois von Nantes und Quirot. Noch an eben dem Tage, am 18. Juni, legten Merlin und La Reveillere-Lepaux ihre Stellen nieder, und die Revo-

[illegible]tuzion vom 30. Prairial war nun als [illegible]ndet zu betrachten.

Seit der Katastrophe, welche der Tirannei und dem Leben Robespierres ein Ende machte, war gewiß keine Veränderung in den innern Machtverhältnissen so sehr im Einverständnisse mit den Wünschen der Nazion geschehen, als die, welche diese verhaßte Regierung stürzte. — In der That, man darf nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der verflossenen Jahre werfen, sich der treulosen und grausamen Mittel, durch welche sie nach und nach die ganze Macht des Staates an sich zogen, und der tirannischen, durch welche sie diese Macht aufrecht hielten, erinnern, des tiefern und immer tiefern Verfalls, in welchen der ohnehin erschöpfte, nach Ruhe und Erhohlung dürstende Staat unter ihrer unseligen Administrazion gesunken ist, und der neuern Abgründe von Elend und Zerrüttung, die sich noch in den letzten Monathen dieser Administrazion geöffnet haben, — um auch ohne alle weitere Zeugnisse, von den Gefühlen der Nazion, die einen Zepter, der so geführt wurde, zerbrochen sieht, die lebhafteste Vorstellung zu haben.

Das Ganze ihrer Administrazion war ein Gewebe von Ungerechtigkeit, Treulosigkeit, unverhüllter Sittenlosigkeit und schnöder Tirannei. Um die einzelnen Mitglieder zu würdigen, darf man nur die Geschichte ihrer politischen Laufbahn während der Revoluzion kennen. Treilhard zeichnete sich schon in der ersten Nazional-Versammlung durch seinen unerbittlichen Verfolgungsgeist gegen die unglücklichen Bewohner der ehemaligen Klöster aus, und blieb seinem ächt-revoluzionären Charakter bis ans Ende getreu. Reveillere-Lepaux war nicht blos ein anti-religiöser Fanatiker, sondern verbarg auch unter der, nachher zeitig genug abgelegten Larve der Bescheidenheit, ein volles Maaß der Zerstörungssucht, die die Welt in Flammen gesetzt hatte. Er war es, der im Nazional-Konvent das berüchtigte Dekret vom 19. November 1792 vorschlug, welches die französische Freiheit zu allen Völkern der Erde verpflanzen sollte. Merlin, unstreitig der schrecklichste unter allen, hat vielleicht, auf seine eigene Rechnung, mehr französische Bürger proscribirt, mehr Schreckens-Maaßregeln entworfen und ausgeführt, mehr Elend

in Frankreich und den benachbarten Provinzen verbreitet, als die sämmtlichen Mitglieder des ehemaligen Wohlfahrts-Ausschusses zusammengenommen. Von seinen ersten räuberischen Sophistereien über die sogenannten Feudalrechte, bei deren Aufhebung er im Jahr 1790 den Vorsitz führte, bis zu der Mordszene vom 6. Oktober 1795, die er anordnen half, und nachher apologisirte, von da durch seine unvergeßliche Verwaltung des Polizei- und dann des Justiz-Departements, in den Jahren 1795 bis 1797 herunter, bis zum 18. Fruktidor, dessen eigentlicher Schöpfer Er war, und vom 18. Fruktidor bis an den letzten Tag seiner verabscheuten Direktorial-Regierung — welche Reihe von frevelhaften, blutigen Thaten! — Wer weiß es nicht, was der Name Reubell in sich schließt! Wer hat, ohne zu schaudern, die Stelle in Carnots Memoire gelesen, worin dieser versichert, Reubell habe mehr als einmal in der Konferenz des Direktoriums erklärt: Robespierres einziger Fehler sey seine zu grosse Langmuth gewesen!

So viel ist indessen doch, bei aller anerkannten Abscheulichkeit des Charakters und

der Grundsätze dieser jetzt so verhaßten Personen gewiß, daß sie sich durch lange Uebung und durch eine gewisse Vertrautheit mit Stürmen und Gefahren nicht nur eine grosse Energie, sondern auch eine beträchtliche Fertigkeit in der Führung der Geschäfte erworben haben mußten. Merlin soll nach den Zeugnissen kompetenter Richter, ein Mann von vorzüglichen Talenten und seltener Geistesgegenwart seyn. Reubell und Treilhard besassen unstreitig einige der wichtigsten Eigenschaften, welche die Leitung einer grossen Administrazion erfordert. Kein unterrichteter Beobachter wird in das allgemeine Geschrei, daß sie durch Unfähigkeit, Mangel an Energie, und Dilapidazionen die Niederlagen der Armeen bewirkt hätten, mit einstimmen. Die Geschicklichkeit und Tapferkeit der östreichischen Armeen hat dem Koloß den ersten Stoß gegeben, und die gänzliche Erschöpfung der innern Kräfte des Landes war die erste und letzte Ursache der Schwierigkeit, vielleicht der Unmöglichkeit seines Wiederaufstehens. —

Deportazions-Geschichte

Barthelemy's, Pichegrü's und anderer französischen Gesetzgeber nach Cajenne.

Seit der Katastrophe, welche der Tirannei und dem Leben Robespierre's ein Ende machte, war die Revoluzion am 18. Fruktidor, 4. September 1797, gewiß die merkwürdigste Veränderung in den innern Macht-Verhältnissen Frankreichs. Durch diesen Gewaltstreich der Majorität des Direktoriums wurden zwei ihrer eigenen Collegen und die Hälfte des gesetzgebenden Corps zu Boden geschlagen, und es möchte sich wohl in dem ganzen schrecklichen Zeitraume seit diesem 18. Fruktidor nicht leicht etwas empörenderes auffinden lassen, als die Geschichte der Deportazionen nach Guyana. Es ist indessen merkwürdig genug, daß den Urhebern dieser Verbrechen die Einsperrung eines

einzigen Jakobiners, und wenn sie unter noch so gelinden Formen geschah, mehr wesentlichen Schaden zugefügt hat, als alle die Missethaten, deren sie sich gegen Pichegrü, Barbe-Marbois, Troncon-Ducoudray, und so viele andere der geehrtesten Männer Frankreichs schuldig machten. — Bei der Erzählung dieser Deportazions-Reise will ich die eigenen Worte Ramels, eines der Geretteten, und vormals Befehlshabers der Garde des gesetzgebenden Corps in Frankreich, beibehalten.

Am 19. Fruktidor wurde von der Majorität der beiden Räthe beschlossen, daß Pichegrü, Barthelemy, Willot, Larüe, Bourdon von der Oise, Durumas, Aubry, Lafond-Ladebat, Troncon-Ducoudray, Marbois, Ramel, Murinais u. s. f. an den Ort, welchen das Direktorium bestimmen würde, deportirt werden sollten. Der Beschluß wurde am 22. Fruktidor, 8. September, vollzogen. Die vier Wägen, auf welche die Geächteten, ohne Rücksicht auf die Gesundheit und Schwachheit einiger unter ihnen, vertheilt wurden, standen auf vierrädrigen Karren, die den Transportwägen der

Artillerie ähnlich waren; eine Art von Käfigen, auf allen vier Seiten mit eisenen Stangen verschlossen, die gerade so hoch waren, daß sie unsere Lehne ausmachten, die uns bei der geringsten Erschütterung zerstieß. In jedem Wagen waren wir unser vier, und überdieß ein Wächter, der den Schlüssel des Vorlegeschlosses zu dem Gitter führte, durch das man uns hatte einsteigen lassen.

Der General Dutertre kommandirte die Escorte, die ungefähr aus 600 Mann Infanterie und Kavallerie bestand. Sie hatten zwei Kanonen bei sich.

Während der Zurüstung und der Anordnung der Wagen im Hofe des Tempels wurden wir von einer ziemlich beträchtlichen Gruppe von Anarchisten mit Beschimpfungen überhäuft. Wir reiseten um zwei Uhr früh unter einem schrecklichen Wetter ab, und mußten durch ganz Paris fahren, um aus der Höllen-Barriere auf die Landstrasse nach Orleans zu kommen. Statt unsern Weg durch die Strasse St. Jacques zu nehmen, wendete sich die Escorte rechts nach den Brücken, und ließ uns bei Luxemburg vorbeiziehen. Hier wurde unsere traurige Convoy über drei Viertelstunden aufgehalten.

Die Zimmer waren erleuchtet. Wir hörten unter der rauschenden Freude der Horde den Befehlshaber unserer Escorte, den schrecklichen Dutertre rufen, und ihm anempfehlen: auf diese Herren wohl Acht zu haben. Einige nur allzu bekannte Mitglieder der Minorität des Raths der Fünfhundert, die im Odeum die berüchtigte permanente Sitzung hielten, kamen heraus, um uns zu besehen, und höhnten uns auf eine niederträchtige Weise; sie mischten sich unter die Jäger der Escorte, schenkten ihnen Wein ein, kamen an unsre Wagen, tranken auf unsre Gesundheit und sprachen uns von Gnade und Milde vor. Die stürmische Nacht, das Lampenlicht am Odeon und das Geheul der Terroristen machten diese letzte Szene und diesen schrecklichen Abschied würdig der Barbaren, die ihn vorbereitet hatten. Endlich defilirte die Escorte durch die sogenannte Höllenstrasse, und wir kamen aus Paris.

Um zwei Uhr langten wir in Arpajon, acht Stunden von Paris, wegen des gepflasterten Weges sehr ermüdet, an. Besonders schien der Direktor Barthelemy und Barbe-Marbois, Mitglied des Raths der Alten, erschöpft. Wir staunten,

daß Dutertre, statt uns ein bequemes Lager zu geben, auf dem wir uns wieder erholen könnten, uns in ein dunkles und schmutziges Gefängniß führte. Er beobachtete unsre Fassung in dem Augenblicke, da wir aus dem Wagen stiegen, um in eine Art von Kerker zu gehen, und wurde wüthend darüber, daß keiner von uns von so vieler Härte angegriffen schien. „Diese Bösewichter — rief er — scheinen mir zu trotzen; aber wir wollen sehen, ob ich nicht ihrem Uebermuthe ein Ende machen werde.“ —

Den 9. September kamen wir Mittags durch die kleine Stadt Etampes. Hier ließ Dutertre mitten auf dem Marktplatz Halt machen, und gab uns dem Hohne des Pöbels Preis, dem er die Wägen zu umringen erlaubte. Wir wurden ausgezischt, verflucht, und mit Koth beworfen; vergebens bathen wir, weiter zu fahren oder uns absteigen zu lassen. — Nach einer dreistündigen Ausstellung an dieser Art von Pilori, reiseten wir weiter, um über Nacht im Angerville zu bleiben. Auch diesmal wollte uns Dutertre in einem Gefängnisse zusammenpressen; aber der Generalad-

jutant Augerau nahm es, von Mitleiden gerührt, auf sich, uns in einem Wirthshause unterzubringen. Dafür ließ Dutertre ihn sogleich verhaften, und nach Paris zurückführen.

Am 11. September schleppte man uns von Orleans nach Blois. Bei unsrer Ankunft daselbst bemerkten wir eine beträchtliche Menge von Schiffern. Die Wagen wurden angegriffen; der Capitain Gauthier aber, der die Cavallerie der Escorte kommandirte, schlug die Elenden, welche diesen Aufstand anführten, zurück. Wir bemerkten bei dem Volke sehr verschiedene Eindrücke. — „Da sind sie — rief man — da sind die Bösewichter, die den König getödtet haben; da sind seine Mörder; sie haben uns mit Auflagen überhäuft, sie essen unser Brod, sie sind die Ursache des Kriegs." Kurz alle Schmähungen, die das Volk gerechter Weise an die Tirannen hätte richten können, wurden aus Verblendung an deren Schlachtopfer verschwendet. Man logirte uns in eine kleine, sehr feuchte Kirche ein, auf deren Boden man ein wenig Stroh ausgebreitet hatte; es war unmöglich einige Ruhe auf demselben zu geniessen. Wir

suchten die Beweggründe der so widrigen Stimmung des Volks kennen zu lernen, und erfuhren, daß der bekannte Abbe Gregoire uns diese sanfte Aufnahme durch seine Hirtenbriefe vorbereitet hätte. — Wir wurden bei der Abreise von Blois von demselben Geschrei, denselben Flüchen und Drohungen begleitet, mit denen wir Tages zuvor empfangen worden waren.

In Tours langten wir den 13. Sept. an. Wir wurden in das Gefängniß der Conciergerie geführt, in welcher die Galeerensoldaten sich befanden, und man vermischte uns mit ihnen in einem Hofe, der mit Verschlägen oder Löchern umringt war, in die man sie des Nachts einsperrte, und wovon eins uns zugetheilt werden sollte. Kaum hatten unsere Führer uns verlassen, als die Galeerensclaven sich gemeinschaftlich in einen Winkel begaben. Während sie sich mit einer auffallenden Bescheidenheit entfernt hielten, trat einer von ihnen zu uns mit den Worten: „Meine Herren, es thut uns sehr leid, Sie hier zu sehen; wir sind nicht würdig uns Ihnen zu nähern, wenn wir aber in dem unglücklichen Zustand, zu dem wir herabgebracht worden sind, Ihnen einige

Dienste leisten können, so nehmen sie dieselben gefälligst an. Das Kerker-Loch, das man ihnen bestimmt hat, ist das kälteste und engste von allen; wir bitten sie, das unsrige anzunehmen; es ist grösser und weniger feucht." — Wir dankten diesen Unglücklichen, und nahmen diese sonderbare Gastfreundschaft von Leuten an, deren Hände zwar mit Verbrechen besudelt, deren Herzen aber nicht gänzlich dem Mitleide verschlossen waren. Schon über 30 Stunden hatten wir nichts gegessen, als man uns jedem ein Pfund Brod und eine halbe Bouteille Wein gab; die Portion, auf die wir beschränkt waren.

Den 14. September trafen wir in St. Maure ein; und als der Tag hereinbrach, mußten wir wieder in unsre eiserne Käfige. Die Wege waren so schlecht, und die Stösse so hart, daß wir, jedoch vergebens, um die Erlaubniß baten, mitten unter der Escorte zu Fusse zu gehen. — Ueberhaupt war es der Fall, daß man, so wie wir unsre Wägen frühe bestiegen hatten, und die Vorlegeschlösser vor die Gitter gelegt waren, sie nicht eher, als Abends öffnete. Pichegrü und ich, so jung und abgehärtet wir auch

durch Kriegs = Strapatzen waren, hielten diese Beschwerden nur mit Mühe aus, unsre Greise und unsre drei Kranken, Marbois, Barthelemy und Ducoudray, litten unaussprechliche Schmerzen. Unsere Ankunft war noch schrecklicher; jeden Abend wurden wir dem Volke als Schauspiel gegeben, dann in die Gefängnisse eingesperrt, wo wir ein schlechteres Nachtlager und schlechtere Kost, als die gemeinsten Missethäter hatten.

Das Gefängniß zu Chatellerault, wo wir den 15. Sptember ankamen, schien uns schlechter, als alle die, in denen wir bisher gewesen waren. Man verschloß uns in ein so verpestetes Loch, daß mehrere unter uns in Ohnmacht fielen, und wir würden alle erstickt seyn, wenn man nicht schnell die Thüre wieder geöffnet hätte. Vor dieser stellte man Schildwachen, die uns im Gesicht behielten. Marbois war sehr krank, und Ducoudray, der ihn pflegte, saß neben ihm. Da trat ein Unglücklicher, der seit drei Jahren die Fesseln trug, in unsern Kerker, brachte uns frisches Wasser, und bot Marbois sein Bette an, der es auch annahm, und sich nach dieser Ruhe etwas besser befand. „Haben sie Geduld,

meine Herren, — sagte dieser Mann; man gewöhnt sich endlich an alles.“ —

Den 17. September kamen wir in Lusignan an. Da das Gefängniß dieses kleinen Fleckens zu enge war, um uns alle zu fassen: so gab Dutertre Befehl, uns mitten auf dem Markte schlafen zu lassen, trotz dem starken Regen und dem kalten Winde, den wir den ganzen Tag über ausgestanden hatten. Der Maire und der Befehlshaber der Nazionalgarde, ein sehr menschenfreundlicher Greis, baten, sich für uns verantwortlich machen zu dürfen, und wirkte sich mit vieler Mühe die Erlaubniß aus, uns in einem Wirthshause unterzubringen. Kaum waren wir dort, als wir einen Kourier ankommen sahen. Jeder hegte darüber seine besondere Vermuthung; einige faßten plötzlich Hoffnung, und alle glaubten an neue Ereignisse. Wir erfuhren aber sehr bald, von welcher geringen Wichtigkeit dieser Kourier war. Er überbrachte blos einen Befehl des Direktoriums an den General-Adjutanten Guillet, seinen General Dutertre, wegen der Unterschleife, die er seit unsrer Abreise gemacht hatte, verhaften, und nach Paris führen zu lassen. Man fand noch

die 800 Louisd'or bei ihm, die er zu den Ausgaben für die Convoy erhalten hatte, welche er durch Requisizionen an die Munizipalitäten bestritt. Ich freute mich ein wenig — das gestehe ich — diesen Elenden selbst von seinen Gebietern gestraft zu sehen, ehe er den erhaltenen Auftrag, den er so wohl ausführte, vollendet hatte. Ich hörte die für ihn bestimmte Kutsche kommen, und wollte nun auch meinerseits seine Fassung sehen. Meine Neugierde wäre mir aber beinahe theuer zu stehen gekommen. Da ich das Fenster öffnete, gab eine davor stehende Schildwache, wahrscheinlich nach einem alten Befehl von Dutertre, Feuer auf mich, und die Kugel zerbrach die Fensterstange über meinem Kopfe.

Dutertres Verhaftung war, — wie ich bereits bemerkte, — für uns ein nicht sehr wichtiges Ereigniß, weil der General-Adjutant Guillet, der an seine Stelle kam, um nichts besser war, als er. Das zeigte er uns sogleich am folgenden Tage zu St. Maixant, indem er vor unsern Augen den Maire verhaften ließ, der, durch unsere traurige Lage gerührt, uns mitleidsvoll sagte: „Meine Herren, ich nehme vielen

Antheil an Ihrem Unglück, und alle gutgesinnten Bürger sind gleicher Meinung mit mir." — Dieser Gewaltstreich erregte so viel Mißvergnügen und Murren, daß Guillet genöthigt war, diesen braven Mann wieder frei zu geben.

Den 21. September reiseten wir frühe um drei Uhr von Surgeres ab, und langten, nachdem wir auf abscheulichen Wegen, neun tödtlich marternde Stunden hindurch, auf alle Art zerstossen worden waren, um 3 Uhr Nachmittags vor Rochefort an. Statt aber, wie wir hofften, in die Stadt einzuziehen, defilirte die Convoy auf das Glacis, und nahm ihre Richtung, um die Stadt herum, nach dem Hafen zu. Dieser Zeitpunkt war schrecklich. Wir bemerkten nur zu deutlich, daß unser Schicksal entschieden wäre, und daß wir von allem, was den Menschen an das Leben fesselte, getrennt, vielleicht auf immer getrennt werden sollten. Die traurigsten Vorbedeutungen umringten uns. Die Garnison von Rochefort stand auf beiden Seiten der Chaussee, auf der wir hinfuhren. Ein Haufen Matrosen erfüllte die Luft mit dem unglücksschwangern Geschrei: Ins Wasser! ins Wasser! So ka-

men wir am Ufer der Charente an. Die zahlreichen Arbeiter auf den Schiffswerften, die Soldaten der Garnison liefen ans Ufer, drängten sich um unsere Wägen herum, und wiederholten mit grossem Geschrei: Nieder mit den Tirannen! laßt sie aus der grossen Tasse trinken!

Von dieser Art war für uns der Abschied von unsern Mitbürgern. Ein Adjutant oder Kommissär von der Marine, Namens la Coste, rief die Deportirten namentlich auf, und übernahm uns aus den Händen des Escorte-Kommandeurs Guillet.

So wie wir aus den Karren stiegen, ließ uns la Coste in einen Kahn treten, und brachte uns an Bord eines zweimastigen Schiffes, der Brilliant genannt, das mitten auf dem Flusse lag. Wir mußten glauben, daß der zu unsrer Deportazion bestimmte Ort kein anderer wäre, als das Bette der Charente, und daß wir bereits in einem jener schrecklichen Todes-Werkzeuge, auf einem jener Schiffe mit den Fallthüren wären, die dazu erfunden wurden, den Durst der Tirannen zu stillen, und so vielen Opfern, im Finstern und so schnell,

als

als ihr Gedanke und ihr Wille sie erreichen könnte, den Todesstoß zu geben. Jetzt brach die Nacht ein. Welch' eine Nacht! Wir horchten; wir erwarteten die fürchterliche Stunde, und da die Matrosen anfiengen, zu manövriren, zweifelten wir nicht mehr, daß sie gekommen wäre. Der Brillant war unter Segel gegangen; wir fuhren den Fluß hinab, und um 11 Uhr Nachts legte das Schiff auf der grossen Rhede vor Anker. Gleich darauf rief man bloß sechs von uns auf das Verdeck. Dieser Augenblick war schrecklich! — Ich war unter denen, die zuerst gerufen wurden; wir nahmen von unsern Gefährten Abschied. Dieß allmählige Abrufen, die wilde Freude der Soldaten und des Schiffsvolks, und Guillets Gegenwart liessen uns glauben, daß wir in den Tod giengen. Wir blieben über eine Viertelstunde in dieser schrecklichen Lage, in stiller Sammlung und Resignation.

Allmählig kam auch die Reihe an die übrigen. Aubry, Bourdon, Dossonville und Willot erfuhren diese Todesangst, diese Verlängerung der Hinrichtung zuletzt. Endlich fanden wir uns, gegen unsre

Erwartung, alle auf der Corvette la Vaillante, unter dem Kommando des Capitains Jullien, bei einander. — Man ließ uns in das Zwischendeck herabsteigen „Will man uns Hungers sterben lassen? — rief der unglückliche Dossonville — der unter uns allen am Schrecklichsten an Nahrungsmitteln litt.“ — „Nein, nein, meine Herren, — sagte lachend ein Offizier der Corvette, man wird ihnen Abendessen bringen.“ — „Geben sie mir nur einige Früchte“ — sagte Marbois, fast sterbend. Einige Augenblicke nachher warf man uns von dem Verdeck zwei Kommisbrodte zu. Dies war das versprochene Abendessen, und, so frugal es auch für Unglückliche war, die seit vierzig Stunden nichts gegessen hatten; so haben wir doch oft noch mit Bedauern daran gedacht; es war das letztemal, daß man uns Brod gab!

Diese letzte Versetzung auf ein Kriegsschiff; die Bewegung des Schiffsvolks, das sich unter Segel zu gehen vorbereitete; die Aufnahme des Capitains, die Menschlichkeit, die, trotz der Strenge seiner Miene, aus seinen Reden hervorleuchtete, und sein fester Ton gegen seine Matrosen, alles trug

dazu bei, uns Muth zu machen, uns wenigstens zu überreden, daß wir nicht zu einem nahen Tode bestimmt wären. Auf einmal kam der Capitain Jullien, der den Augenblick vorher sich mit Guillet unterhielt, in das Zwischendeck, in Begleitung einiger bewaffneter Soldaten herab. Er theilte blos an eilf von uns Hangematten aus; die vier, die keine erhielten, waren Willot, Pichegrü, Dossonville, und Ich. Wir fanden uns von unsern Gefährten durch die Wache getrennt, die Jullien begleitete. Dieser befahl uns, in die Löwengrube hinabzusteigen, mit den Worten: „Was sie vier, meine Herren betrift, so sehen sie hier die für sie bestimmte Wohnung.“

Dieser unerwartete Schlag schien zugleich unsere zwölf Gefährten zu treffen, die so wenig von uns getrennt seyn wollten, daß sie darum ansuchten, mit der nemlichen Barbarei behandelt zu werden. Troncon-Ducoudray und Barbe-Marbois bestanden laut und lebhaft darauf. Barthelemy und sein treuer Bedienter Letellier, der ihm freiwillig ins Exil folgte, liefen, da sie uns von den Soldaten in die

Staatliche Bibliothek Bamberg

Löwengrube schleppen sahen, an die Lucke, und stürzten sich mit uns hinab. Der Capitain drohete, sie mit Bajonetstössen wieder heraustreiben zu lassen; sie gaben nicht seinen Drohungen, sondern nur unsern dringenden Bitten nach.

Wir blieben alle vier in der dicksten Finsterniß, in diesem abscheulichen, von den Ausdünstungen des Schiffsgrundes und durch die Tauwerke verpesteten Loche, ohne eine Hangmatte, ohne eine Decke, ohne einen Ruheplatz für unsern Kopf zu haben, und ohne aufrecht stehen zu können.

Die zwölf andern wurden ebenfalls in dem Zwischendeck über uns sehr enge zusammengepreßt, und da die Lucken geschlossen wurden, waren sie so wie wir, der Luft, der Bewegung und der wichtigsten Hülfe beraubt.

Um vier Uhr frühe, den 22. September, ging die Fregate unter Segel, wie wir an dem Geschrei des Schiffsvolks, und bald darauf an der Bewegung der Wellen bemerkten.

Mittags brachte man uns Schiffszwieback, der verdorben war, und setzte ein Fäßchen mit grossen in Wasser gekochten Boh-

nen ohne die geringste Würze hin. Dieß war unsere Razion, die einzige Nahrung, die uns die ganze Reise über zugetheilt wurde. Zwei Schiffsjungen hatten die Austheilung zu besorgen. Der, der unsere Gefährten bediente, hieß Aristides, es war ein artiger und gutmüthiger Junge; der unserige hingegen war häßlich und boshaft. —

Dieß war unsere Lage auf diesem schwimmenden Sarge, der uns Frankreich entriß, und uns nach einem unbekannten Lande brachte.

Auf der Rhede von la Rochelle, wo die Corvette am 23. wegen des heftigen Sturms, Anker werfen mußte, kam der Admiral Martin am Bord der Corvette, und brachte den Capitain la Porte mit, der auf Befehl des Direktoriums an Julliens Stelle treten sollte. Wir erfuhren dieß nicht eher, als da wir die Proklamazion des Admirals Martin hörten, der seinen neuen Capitain von dem Schiffsvolke anerkennen ließ.

Bald darauf kündigte sich dieser so an, daß wir sahen, daß wir unter der Zuchtruthe des Capitains Jullien noch nicht den höchsten Gipfel des Unglücks erreicht

hatten. — Wir hörten ihn mit harter und schallender Stimme, wie ein Sprachrohr, das Schiffsvolk auf diese Art anreden: „Soldaten, ich befehle euch, diese grossen Verbrecher scharf zu bewachen, und euch, Matrosen, verbiete ich bei Todesstrafe, auf irgend eine Art mit diesen Bösewichtern Gemeinschaft zu haben.“ — Er machte dann seine Runde, ließ uns namentlich aufrufen, und sagte uns, nachdem er uns ausgefragt hatte: „Meine Herren, Sie sind noch sehr glücklich, daß man sie mit so vieler Milde behandelt hat.“ —

Den 23. September gingen wir, des Sturms ungeachtet, unter Segel. Erst am 29. Sept. wurde uns erlaubt, eine Stunde auf dem Verdecke zuzubringen. Die eine Hälfte der Deportirten wurde um vier Uhr, die andere um fünf Uhr gerufen. Während dieser zwei Stunden war die Schiffsbesatzung unter den Waffen. Die Deportirten konnten nur auf dem Vorplatze zwischen den beiden Masten gehen; es war ihnen verboten zu sprechen, so wie allen Individuen des Schiffsvolks, sie anzureden.

Als man uns am achten Tage unsrer Schifffahrt wieder eine Stunde lang wollte

Athem schöpfen lassen, waren blos drei von uns, Troncon-Ducoudray, Pichegrü, und la Villeheurnois im Stande, diese Erlaubniß zu benutzen, alle andern hatten nicht Kräfte genug, aus dem Zwischendecke zu gehen. Ich brachte selbst 28 Tage zu, ohne die Löwengrube verlassen zu können. Der alte General Murinais, der einen Versuch machen wollte, sich empor zu heben, fiel aus Mangel an Kräften oben vom Schiffe bis in den Grund hinab. Wir eilten ihm zur Hülfe, und hielten ihn für todt; einige Matrosen liessen sich an Stricken hinunter, und halfen uns unsern armen Aeltesten aufzuheben; er war ohne Bewegung, sein Gesicht zerrissen, seine grauen Haare blutig. — Der wilde Kapitain lief an den Rand der Lucken, und rief mit starker Stimme: „Matrosen! Ihr kennet das Verbot, mit den Deportirten Gemeinschaft zu haben. Fort zurück, und laßt dem Kranken ein Glas Wasser geben.“

Der Kapitain la Porte vergaß keine Marter, uns zu Tode zu quälen. Auf eine recht ausgesucht barbarische Weise wollte er uns nie eine Leiter geben lassen, um auf das Verdeck zu klettern, so daß wir genö-

thigt waren, uns an einem Stricke hinaufzuheben. Diejenigen also, die zu schwach waren, gerade die, denen frische Luft am nöthigsten war, konnten sie nicht geniessen.

Man verweigerte uns die geringsten Dienste, die unentbehrlichsten Geräthe. Wir vier Gefangene in der Löwengrube baten wenigstens um etwas Stroh, oder um irgend etwas zur Schutzwehr gegen die Stösse bei dem Schwanken des Schiffes. — „Sie spotten meiner — sagte der Capitain — Bretter sind noch zu sanft für diese Buben, ich wünschte, ihren Lagerplatz unten pflastern zu können.“ —

Unsere Gefährten liessen dem Capitain durch den kleinen Schiffsjungen Aristides sagen, daß sie weder Löffel, noch Tassen, noch Näpfe hatten, um die Porzionen zu theilen. „Wozu brauchen sie Löffel, um Bohnen und Zwieback zu essen? Haben die Lumpenhunde nicht ihre Finger, und können sie nicht aus dem Fasse trinken? Uebrigens — fügte er hinzu — müssen sie endlich einmal aufhören, mich zu quälen; sie müssen einsehen, daß in der Lage, in welcher sie sich befinden, alle diese Gesuche sehr unnöthig sind.“

Am vierzehnten Tage unserer Schifffahrt hatte der Mangel an Luft und Lebensmittel uns größtentheils aufs Aeusserste gebracht. Der Wundarzt hatte uns bei seinem kurzen Besuche keinen andern Trost gegeben, als die Versicherung, daß wir nur an der Seekrankheit litten, und was den Scorbut beträfe, so würden wir in Guyana, das Ueberfluß an Schildkröten hätte, das Heilungsmittel dagegen finden.

Pichegrü war unter uns vier Gefangenen in der Löwengrube der einzige, der nicht von der Seekrankheit ergriffen wurde; aber er litt desto mehr an Hunger, er hatte Anfälle von Wuth; dennoch pflegte er, weil er noch am mehrsten Kraft behalten hatte, seine Gefährten.

In diesem Zustande hörten wir endlich, am fünfzigsten Tage unserer Seereise, beim Aufsteigen der Morgenröthe: Land! Land! schreien. Wir fühlten uns von einem neuen Leben beseelt. Seit dem 4. September, dem Tage unserer Verhaftung, war dies der erste Strahl von Hoffnung, und es war unsern Henkern gelungen, uns das Land der Verweisung wünschen zu lassen.

Als wir auf das Verdeck kamen, wurden wir das feste Land ansichtig; ein erhabneres Erdreich, als die übrige Küste, das man für die Anfahrt des Cap Nord erkannte. Noch sah man nur Masten; aber dies verworrene Schauspiel war für unsere Ungeduld hinreichend; unsere Einbildungskraft drang bereits durch diese Wälder, zeigte uns darin unsere Freistätte, ordnete, schmückte sogar unsern Zufluchtsort. Wir werden — sagten wir — endlich den Blicken unserer Henker entgehen; wir werden frei dies Erdreich durchstreifen; wir werden dort Tröstungen, vielleicht neue Freunde finden. Es wird unsern Verfolgern hinreichend seyn, sich durch den Ocean von uns getrennt zu sehen, sie werden sich für sicher halten, sie werden sich durch die Hülflosigkeit, die wir erduldet haben, und durch die tiefe Vergessenheit, die uns erwartet, hinlänglich gerächt fühlen.

Am 10. November, um 5 Uhr Abends, ging die Corvette auf der grossen Rhede, im Angesicht von Cajenne, in einer Entfernung von drei Stunden, vor Anker. Von diesem Augenblick an hatten wir die Erlaubniß, zu jeder Stunde auf dem Verdecke zu wandeln; aber der Capitain erneuerte das

Verbot an sein Schiffsvolk, mit uns Gemeinschaft zu haben. Er ließ sogleich den Direktorial-Agenten Jeannet, der in Cayenne die ehemaligen Geschäfte eines Gouverneurs verwaltete, von unserer Ankunft benachrichtigen.

Den 11. November Vormittags, holte uns eine Goelette ab. Wir landeten mit Schaluppen mit vieler Schwierigkeit an einer klippenvollen Stelle, wo die sehr hohe See sich gewaltsam brach, und wurden von einer Negerngarde nach dem Hospitale eskortirt; jedoch mit Artigkeit. —

Bei unserm Empfange auf der obern Gallerie des Hospitals, ließ Jeannet sich einige Thränen entwischen. „Sie haben viel gelitten, meine Herren, — sagte er — das läßt sich nur allzu leicht denken; ich habe Ihnen hier eine Wohnung zubereiten lassen, die, so enge sie Ihnen auch scheinen mag, doch für jetzt das Beste ist, was ich Ihnen anbieten kann. Auch hat sie die gesundeste und für Ihren Zustand passendste Lage. Sie sind hier in den Händen der ehrwürdigen Schwestern der Barmherzigkeit, die Sie an nichts werden Mangel leiden lassen; ich selbst werde dafür sorgen, daß sie mit

Lebensmitteln und Erfrischungen versehen werden. Rechnen Sie darauf, daß Sie, in so ferne ich nach meinem Willen werde handeln können, mit mir zufrieden zu seyn, Ursache haben sollen." — Er begab sich weg, ohne irgend einen Befehl zu geben, der uns beschwerlich seyn konnte, sogar ohne uns zu verbieten, in die Stadt zu gehen.

Eine so schleunige Veränderung in unsrer Lage, die mitleidige Sorgfalt der gutmüthigen Schwestern, die Reinlichkeit der frischen Nahrungsmittel und der Früchte, gaben uns das Daseyn wieder. Wir zweifelten nun nicht mehr daran, daß man uns, nach unsrer völligen Wiederherstellung, dem Inhalte des Gesetzes vom 19. Fruktidor gemäß, ganz die Freiheit lassen würde, über unsre Personen willkührlich zu verfügen. — Aber diese trostlose Träumereien verschwanden unglücklicherweise sehr schnell; alles änderte seine Gestalt. Der Kommandant Jeannet vernichtete bereits am folgenden Tage, durch ein ganz entgegengesetztes Betragen, die Wirkungen und den Eindruck seiner augenblicklichen Menschenliebe; es war strafbarer und grausamer, daß er falsche Hoffnungen in uns erregte, als wenn er unsre

Qualen gleich erneuert hätte. Mit derselben Hand, mit der wir ihn wenige Tage vorher die Thränen des Mitleidens wegwischen sahen, unterzeichnete er den barbarischen Befehl unserer zweiten Deportazion nach dem Canton Sinamary.

Den 22. November, früh um 8 Uhr, wurden wir auf der Goelette la Victoire eingeschifft. Beim Anbruche des folgenden Tages landeten wir an der östlichen Landspitze des Cantons. Wir gingen auf einem brennenden Boden einen engen Fußsteig am Ufer des Flusses, eine Stunde weit ins Land hinein. Ich hatte Mühe, mich meinen Kameraden nachzuschleppen, die doch auch alle matt waren. Keiner von uns hatte sich noch von der Ermüdung des Schiffes so weit erholt, daß er diesen Marsch aushalten konnte; ich warf seit einigen Tagen Blut aus. — Endlich kamen wir vor dem Fort Sinamary an, das man beim Herausgehen aus dem Gehölze erst in der Weite eines Büchsenschusses entdeckt. Beim Eintritt in diese Festung sahen wir nur zu gut, daß uns keine Hoffnung mehr übrig blieb, selbst mitten in diesen Wildnissen einen Schatten von Freiheit zu geniessen. Der Frevel war

vollendet. Wir waren Gefangene in dem Fort.

Der Kommandant führte uns sogleich an den Schuppen, unter welchem acht schlechte Hütten stehen, welche ehedem den marronischen Negern und den Verbrechern zum Gefängnisse dienten, und sagte, auf die Hütten deutend: hier ist die für sie bestimmte Wohnung. — Billaud Varennes hatte eine dieser Hütten inne; die sieben andern wurden unter die sechszehn Deportirten vertheilt. Der Kommandant ließ jedem von uns eine Hängematte geben. Uebrigens waren in den Hütten weder Bretter, noch Tische, noch Stühle; keine Mobilien und keine Geräthe.

Unsere ganze Nahrung bestand in einer Razion Zwieback, einem Pfunde gesalznen Fleisches und einem Glase Rum zur Verbesserung des sehr schlechten Wassers; zuweilen gab man uns etwas Brod, das wir aber nicht essen konnten, weil es von Würmern und Ameisen wimmelte, und ließ uns einige Razionen Wein austheilen, der in den Magazinen sauer geworden war.

Unsre erste Beschäftigung war, unsere Hütten zu reinigen. Sie waren voll von giftigen Insekten, die sie unbewohnbar mach=

ten, und doch hatten wir keinen andern Schutz. Kein Europäer vor uns hatte die Marter e...tten, auf diesem Erdstrich, in ein solches Loch geworfen, den Scorpionen, den tausendfüßigen Osseln, den Fliegen und Mücken, und mehreren andern eben so zahlreichen, als gefährlichen und eckelhaften Gattungen von Insekten und Würmern als Futter Preis gegeben zu werden. Wir waren sogar nicht einmal von den Schlangen sicher, die sich oft in das Fort schlichen. Pichegrü fand eine, die ungeheuer groß und dicker war als ein Arm, in den Falten seines Mantels, der ihm auf seiner Hangmatte zum Kopfkissen diente; er tödtete sie.

Aber trotz der Gewißheit, daß wir lebendig begraben wären, trotz der traurigen Vorbedeutungen, die uns umgaben, waffnete sich jeder von uns mit Muth, und härtete sich gegen die Nothwendigkeit. Murinais, Bourdon und Troncon-Ducoudray wurden nach unserer Ankunft krank, und fanden hier, bei dem gänzlichen Mangel an Hülfe, ihren Tod.

So viel Gewaltthätigkeiten gegen uns, die zügellose Wuth des Commandanten, und mehr als alles dies, die Annäherung der

tödtlichen Jahreszeit, der Regen und Stürme, ließ uns feurig nach dem Tage seufzen, an welchem wir frei andern Gefahren trotzen könnten, um uns diesem Grabe zu entreissen. Endlich am 3. Junius 1798 schlug die letzte Stunde unsers Aufenthalts in Sinamary. Als nemlich der Commandant des Forts am Bord einer amerikanischen Preise zu Mittage speiste, und er gänzlich berauscht und als todt nach Hause getragen wurde, auch die berauschten Soldaten und Negern hier und da herum lagen, und ihren Dienst vergassen, benutzten wir diese Gelegenheit und entflohen in einem leichten Kahn aus Sinamary. Nachdem wir alle Hindernisse nur mit vieler Mühe und Gefahr besiegt, und die Marter des Hungers geduldig ertragen hatten, kamen wir in Surinam an, wo wir von dem Gouverneur und den Einwohnern von Paramaribo mit Beweisen von Achtung und Liebe überhäuft wurden. Wir blieben hier einige Tage und faßten erst am 28. Junius, nachdem wir von Seiten Jeannets bereits entdeckt waren, den Entschluß, von Surinam wegzugehen; Barthelemy aber mußte Krank-

heits-

heitshalber zurückbleiben. Wir kamen in die englische Colonie Demerary, und hier schifften wir uns am 17. Julius auf der englischen Fregate la Grue, unter dem Befehl des Capitain Hello ein, um nach Europa zu segeln. Aber von den acht Deportirten, die sich in dem leichten Kahn gerettet hatten, waren nur noch vier übrig, Pichegrü, Dossonville, la Rue und Ramel. Denn Barthelemy mit seinem unzertrennlichen Tellier blieb krank in Paramaribo auf Surinam zurück; Aubry und Willot aber kämpften bei unserer Abreise von Berbice mit dem Tode.

Am 21. September 1798, dem Jahrestage unserer Abreise aus Rochefort, gingen wir auf der Rhede von Deal vor Anker. Am 27. schifften wir auf einem Cutter nach London, wo wir von Herrn Windham mit vieler Artigkeit aufgenommen wurden, der uns versicherte, daß wir bei der englischen Regierung Freistätte, Sicherheit und allen Beistand finden würden, welche die Menschenliebe den Opfern einer beispiellosen Barbarei schuldig wäre.

Den 19. October Abends trennte ich mich von meinen Unglücksgefährten, schiffte mich am 22. in Yarmouth ein, und langte am 29. in Hamburg an. — Barthelemy, der bald darauf auch in Europa auf einem englischen Schiffe anlangte, hielt sich in Niedersachsen auf, bis er von dem neuen ersten Consul der französischen Republik, Bonaparte, die Erlaubniß erhielt, wieder nach Paris zu kommen, wo er auch am Anfange des Februars 1800 anlangte. — Pichegrü soll sich jetzt in der Gegend von Augsburg aufhalten.

St. Germain.

Eine schauderhafte Reisegeschichte.

Ganz Europa nahm Antheil an dem Unglücke, welches im Jahre 1779 eine europäische Karavane durch die Treulosigkeit der türkischen Befehlshaber, in den Wüsteneien von Egypten betraf. Die wahren Umstände davon erfuhr man erst durch Herrn von St. Germain, der auf eine fast unglaubliche Art dem schrecklichen Schicksale, das je einem Reisenden begegnete, entkam. Seine Geschichte kann zum Beweise dienen, welchen Gefahren die Wildheit und Raubsucht der türkischen Befehlshaber die Reisenden in diesen Gegenden des Orients aussetzet, und welch ein wirklich mißliches Unternehmen es daher sey, Entdeckungsreisen, zum Vortheil der Wissenschaften, zu unternehmen.

Herr von St. Germain und sein Bruder, Herr von Chilly, waren Oberaufseher, jener zu Daka, dieser zu Cassimbezar, zweien wichtigen Factoreien im Bengalischen, als sie von den Engländern zu Kriegsgefangenen gemacht wurden. Sie erhielten indeß Erlaubniß, auf ihr Ehrenwort nach Frankreich zurückzugehen; als sie aber hernach am Vorgebürge der guten Hoffnung kein Schiff antrafen, welches sie nach Europa führen konnte, so segelten sie in einem dänischen Schiffe nach Suez, am rothen Meer, in Hoffnung, daß sie mit leichter Mühe über die Landenge, die dieses Meer vom Mittelländischen trennet, kommen, und sodann zu Alexandria sich nach Marseille einschiffen könnten. Nach einer gefährlichen Schifffahrt langten sie den 24. Mai 1779 zu Suez mit verschiedenen Franzosen und Engländern an, die auf dem nemlichen Schiffe die Reise mitgemacht hatten. Sobald sie am Lande waren, schrieb der dänische Schiffskapitain an die französischen Kaufleute zu Cairo, und bat sie, eine Karavane zu besorgen, d. h. Kameele zu verschaffen, um die Kaufmannsgüter fortzubringen, die das Schiff geladen hatte, und die auf einige Millionen geschätzt wurden.

Egypten wird bekanntlich von türkischen Beys beherrscht. In Abwesenheit des Murat Bey, welcher gegen einen seiner Amtsgenossen, den Haslem Bey, zu Felde lag, mußte man diese Karavane bei dem Ibrahim Bey nachsuchen, er versprach auch aufs feierlichste seinen Schutz, ja er bot sogar seine eigenen Leute und Kameele an. Dies Erbieten ward ohne Bedenken angenommen; allein zum Unglück verleitete ihn der Reichthum der Karavane, den sich seine Habsucht noch vergrösserte, daß er sie zu entführen wünschte; zu dem Ende legte er heimlich mit den Arabern von Tort, die wegen ihrer Wildheit und Raubsucht berüchtigt sind, die schwärzeste und niederträchtigste Treulosigkeit an. Die Kameele gingen den 15. Julius des Morgens von Suez ab, die Reisenden aber traten ihre Reise Abends um 6 Uhr an; die Nacht verging ohne widrigen Zufall, mit Tages Anbruch aber ward die Karavane mitten in einem engen Wege zwischen zwo Ketten von Gebirgen, von mehr als 1200 Arabern umringt, welche anfänglich dreimal ihre Flinten losbrannten, und sodann mit dem Säbel in der Faust über die wenigen Europäer herfielen, welche die

Karavane ausmachten. Diese wurden bald zerhauen, gefangen genommen, bis aufs Hemde ausgezogen, und nackt in die Wüste gejagt. Hingegen hatten die wirklichen Anführer der Kameele bei dem ersten Schuß, der ohne Zweifel das verabredete Losungszeichen war, die Kameele umgewendet, und sie, nicht ohne einigen Widerstand, aber mit Ungestümm nach der Stadt Tort, die den Arabern gehört, getrieben.

Die Europäer, verstümmelt, ausgezogen und noch immer von den Räubern verfolgt, vertheilten sich zufälliger Weise in zwei Haufen. Der eine davon nahm seinen Weg nach Suez, welches nur acht Meilen entlegen war, der andere aber, der aus den Reisenden bestand, die am weitesten voraus gewesen, und sich keinen Weg durch die Araber, nach Suez zurück, bahnen konnten, lief auf Cairo zu, welches zwei und zwanzig Meilen entlegen war. Diese letztern aber mußten, um den nachsetzenden Räubern zu entwischen, Nebenwege nehmen, wodurch der Weg ausserordentlich verlängert ward. Zum Unglück befanden sich Herr von St. Germain und Herr von Chilly bei dem letztern Haufen; dieser bestand ausser ihnen aus einem

Schwarzen, der ihnen gehörte, (der andere hatte den Weg nach Suez genommen) den beiden Engländern Barington und Jenkins, dem Schiffskapitain des dänischen Schiffes, Wandelwelden, ferner einem Armenier, Namens Paulus, welcher Schiffsdollmetscher war, und zweien arabischen Bettlern, zusammen neun Personen. Es ist unmöglich, die schrecklichen Qualen, und die tödtliche Angst zu beschreiben, worunter acht von diesen unglücklichen Flüchtlingen erlagen, und auch Herr von St. Germain hätte erliegen müssen, wenn er nicht beinahe durch ein Wunder entkommen wäre.

Auf dem ganzen Erdboden ist kein Strich, der brennender seyn könnte, als der in den Wüsten Egyptens; der daselbst wehende Wind ist ein verzehrendes Feuer; es fällt kein Regen, nicht ein Tropfen Wasser ist zu erlangen, nicht ein Gesträuchlein wächst in einem Raume von dreissig Meilen; der Sand, der durch die brennende Sonnenhitze fast roth gebrannt ist, besteht aus kleinen eckigten Steinen, die wie Glas einschneiden, und die Haut aufritzen; dagegen aber sind zu nicht geringem Erstaunen, die Nächte unter diesem schrecklichen Himmel fast

eben so kalt, als die Tage heiß sind, und wenn ein Mensch den erstickenden Dünsten des Tages entgangen ist, so ist es fast unmöglich, ohne Kleidung den Frost der Nacht auszuhalten. In dieser mörderischen Wüste war es, wo Herr von St. Germain, und seine unglücklichen Gefährten, drei Tage und vier Nächte mit allen Schrecken des Todes zu kämpfen hatten, ohne Speis und Trank, durch einen verzehrenden Durst gedörrt, durch die Sonne ausgebrannt, mutternackt einem Gewölke von Ungeziefer und Fliegen bloß gestellt, deren Qual weit grausamer ist, als die lebhafteste Vorstellung sich zu denken vermag. Wohl zwanzigmal in jeder Stunde fiel er vor Erwattung nieder, und stand vor entsetzlichen Schmerzen, die ihm die Steine verursachten, welche ihm den Leib über und über aufritzten, wieder auf. Bisweilen ging er eine Zeitlang auf den Händen, zuletzt überwältigte ihn sein Elend, sein ganzer Leib war bereits mit einem allgemeinen Geschwür überzogen, und zu Haut und Knochen ausgedörrt, er hatte allen seinen Urin vertrunken, seine Lippen und Zunge waren ganz zu Pulver vertrocknet, sein Gesicht war mit Wolken umzogen, das Ge-

hör hatte er verlohren, und konnte kein Wort mehr sprechen; in öftern Zwischenräumen überfiel ihn ein heftiges Fieber, und der Wahnsinn des Todes, auch hatte er häufige Anfälle vom Schlagfluß und Schlafsucht gehabt, und in diesem Zustande langte er durch eine Art von Wunder auf dem Landhause des Beys unweit Cairo an. Aber sein größtes Unglück und die grausamste von allen seinen Martern, welche verursachte, daß er sich zum öftern den Tod wünschte, gegen den er kämpfte, bestand darin, daß er einen von seinen Gefährten nach dem andern hinscheiden sehen mußte. Barrington war das erste Opfer, welches fiel; ihm folgte Jenkins und Wandelwelden; der Schwarze, der armenische Dollmetscher, und einer von den arabischen Bettlern, so handfest und abgehärtet gegen die Strenge der Luft sie waren, kamen um wie die übrigen.

Aber der schrecklichste Anblick für Herrn von St. Germain, ein Anblick, den sich ein fühlendes Herz nicht ohne Schaudern gedenken kann, war der, den Jammer seines Bruders zu sehen, der, überwältigt von Beschwerden, Hitze und Durst, durch zwei und zwanzig Säbelhiebe verwundet, ihn be-

schwor, daß er ihn verlassen, und auf seine eigene Sicherheit bedacht seyn möchte. Nichts blieb ihm weiter übrig, als entweder diesen Bruder vor seinen Augen umkommen zu sehen, oder ihn in der Wüste zu verlassen, um seine eignen wenigen Kräfte, die er noch übrig hatte, zusammen zu nehmen, und sich Hülfe zu schaffen. Er erwählte das leztere; aus Uebermaaß ihrer Leiden hofften sie, daß sie sich dem Ende ihres Elendes näherten. Seine Kräfte verdoppelten sich bei der Gefahr, worin er seinen Bruder erblickte, aber alle seine Sorgfalt war vergebens, ihre Entfernung von Cairo war zu groß, und als Herr von St. Germain endlich das Landhaus des Beys, nackt, allein und in dem Zustande eines Sterbenden erreicht hatte, vermochte er zwar einige Bediente desselben dahin, in die Wüste zu laufen, um seinen unglücklichen Bruder und dessen Begleiter, den Schwarzen, aufzusuchen. Aber sie fanden weder den einen noch den andern, wiewohl sie die Leichnahme der übrigen Europäer noch antrafen; und Herr von Chilly muß entweder ein Opfer der vielen Qualen geworden seyn, die er ausgestanden hatte, oder er ist in Sklaverei gerathen,

daferne ihm etwa ein Araber das Leben gerettet hat.

Auf die Art brachte der Herr von St. Germain sein Leben, nachdem er alle seine Gefährten hatte fallen sehen, allein zur Beute davon. Die Hülfe, die ihm auf dem Landhause des Bey geleistet wurde, that dem Fortgange seiner Krankheit Einhalt, und nachdem er vollends nach Cairo in das Quartier der Franken war gebracht worden, verdankte er seine Erhaltung der Geschicklichkeit des französischen Arztes, Herrn Grasse, und der preiswürdigen Sorgfalt der Kaufleute von Marseille, Magallon und Olive, die ihn in ihr Haus aufnahmen.

Die Franzosen waren nicht die einzigen, die an seinem Unglücke Antheil nahmen, und ihm davon Beweise gaben, auch verschiedene Engländer, vorzüglich aber Herr Roß, welcher zu Docke den Befehl über die englische Faktorei gehabt hatte, während Herr von St. Germain ihn über die Französische hatte, gaben ihm die überzeugendsten Proben ihrer zärtlichen Freundschaft. Er konnte nicht ohne grosse Mühe die Anerbietungen aller Art, die sie ihm thaten, ablehnen, da er lieber den französischen Kaufleuten zu

Cairo verbindlich seyn wollte. Nachdem er glücklich wieder hergestellt war, versuchte er alles mögliche, um wieder zu den 300,000 Livres zu gelangen, die er von dem Seinigen an Gütern in Waaren in der Karavane hatte. Allein seine Bemühungen waren alle vergeblich; es blieb ihm bei dem Verluste des Seinigen nichts übrig, als sich mit dem Gedanken zu trösten, daß er so glücklich gewesen war, einem Tod zu entgehen, der ihm in tausendfachen Gestalten unter die Augen getreten war: durch Hunger und Durst, durch erstickende Hitze des Tages, dnrch tödtliche Kälte der Nacht, durch übermäßige Ermattung, durch fürchterliche Stacheln der Insekten, durch Feuer und Schwerdt der Araber, durch den Schmerz über den Verlust aller seiner Gefährten und die Unmöglichkeit seinen Bruder zu retten, endlich aber durch die lange gefährliche Krankheit, die eine Folge aller Schrecken, und alles seines ausgestandenen Elends war.

Die Geschichte dieses traurigen Vorfalls verdient wohl, in aller Absicht bekannt zu werden: da sie ein Bild der schrecklichsten Gefahren ist, die je ein Reisender überstanden hat, zugleich aber zum Beweise

dienen kann, wie sehr man sich, wenn man durch Egypten, und besonders über die Landenge bei Suez reisen will, vor der Raubsucht und Grausamkeit der Araber zu hüten habe.

Theodore,

Kaiserin von Konstantinopel.

Unter des Kaisers Anastasius Regierung hatte Akacius, ein Cyprier, die Aufsicht über die Hetzthiere der sogenannten grünen Bande, für den Schauplatz zu Konstantinopel. Er starb in der Blüthe der Jahre, und sein Amt ward, obgleich seine geschäftige Wittwe längst für einen Mann und Nachfolger gesorgt zu haben glaubte, einem andern Bewerber zu Theile. Er hinterließ drei Töchter: Comito, Theodore und Anastasia, von denen die erstere kaum sieben Jahr alt war. Die bekümmerte und über das Mißlingen ihres Plans aufgebrachte Mutter sandte diese drei hilflosen Waisen im Supplikantengewande mitten auf die Schaubühne, um das öffentliche Mitleiden für sie rege zu machen.

Sie mochte aber auch hierinn ihres Zwecks verfehlt haben, denn Armuth und eigener Trieb nöthigten alle drei Töchter, so wie sie heranwuchsen und Talente hierzu hatten, sich dem öffentlichen und Privatvergnügen der Einwohner von Konstantinopel zu widmen.

Theodore verrichtete so lange bei ihrer ältern Schwester Comito Dienste eines Hausmädchens, bis sie es wagen konnte, ihre Geschicklichkeit für sich allein zu zeigen. Zwar war sie von sehr schöner Gestalt: aber sie kannte keine von den Künsten feiner griechischer Buhldirnen; sie konnte weder singen, noch tanzen, noch Flöte blasen; auf Pantomine, Gesichterschneiden und Possenreissen war alle ihre Kunst eingeschränkt, welche der Schauplatz jedesmahl beklaschte und belachte. Inzwischen wurden ihre Reize bemerkt; eine feine regelmäßige Bildung, Augen, welche lebhaft von jeder Empfindung glänzten: in ihren ungezwungenen Bewegungen entfalteten sich die Reize einer kleinen aber schönen Gestalt; und Liebe oder Schmeichelei konnte ausrufen, daß Mahlerei und Dichtkunst unfähig wären, die unvergleichbare Vortreflichkeit ihrer Bildung zu zeichnen. Aber dieses Gebilde wurde durch die

Willigkeit geschändet, mit der es dem öffentlichen Anblicke ausgesetzt, und frechen Begierden Preis gegeben ward. Ihre feilen Reize wurden einer vermischten Menge von Einheimischen und Fremden von jedem Rang und Stande überlassen: und wenn sie durch die Strassen ging, vermied ein jeder, der dem Aergerniß oder der Versuchung entgehen wollte, ihre Gegenwart. Nachdem sie die Künste sinnlicher Vergnügungen erschöpft, murrte sie höchst undankbar über die Sparsamkeit der Natur; aber ihr Murren und ihre Vergnügungen und ihre Künste müssen in die Dunkelheit einer gelehrten Sprache gehüllt werden. Nachdem sie einige Zeit als die Anmuth und Verachtung der Hauptstadt geherrscht hatte, ließ sie sichs gefallen, den Ecebolus, einen gebornen Tyrier zu begleiten, der die Statthalterschaft der afrikanischen Pentapolis erhalten hatte. Aber dieses Liebesband war schwach und von kurzer Dauer: Ecebolus verstieß bald eine kostbare oder treulose Konkubine: zu Alexandrien war sie zum äußersten Elende gebracht; und auf ihrer beschwerlichen Rückreise nach Konstantinopel, bewunderte und genoß jede Stadt

des

des Orients die schöne Cyprierin, deren Verdienst ihre Abstammung aus der der Venus eigenen Insel zu rechtfertigen schien.

In ihres Glücks und Rufs niedrigster Lage, hatte irgend ein Gesicht, im Traume oder aus Einbildung, Theodoren die angenehme Versicherung gegeben, daß sie bestimmt sey, die Gemahlin eines mächtigen Monarchen zu werden. Voll Gefühl von ihrer wahren Größe, kehrte sie aus Paphlagonien nach Konstantinopel zurück, nahm, einer geübten Schauspielerin ähnlich, einen sittsamen Charakter an, nährte sich in ihrer Armuth durch löblichen Fleiß in Wollespinnen, und führte äußerlich ein keusches und einsames Leben, in einem kleinen Hause, welches sie in der Folge zu einem herrlichen Tempel umwandelte. Ihre Schönheit, durch Kunst oder Zufall unterstützt, reitzte, fesselte und hielt bald den Patrizier Justinian fest, der unter seines Oheims Namen bereits unumschränkt herrschte. Vielleicht entzündete sie, Anfangs durch sittsamen Aufschub, nachher durch Anlockungen, die Begierden eines Liebhabers, der von Natur zu strenger Enthaltsamkeit geneigt war. Als seine Entzü-

ckungen vorüber waren, behauptete sie über sein Gemüth immer dieselbe Herrschaft, durch das gründlichere Verdienst des Charakters und Verstandes. Justinian machte sichs zur Wonne, den Gegenstand seiner Liebe zu veredeln und zu bereichern; des Orients Schätze flossen zu ihren Füssen, und Justins Neffe entschloß sich, ihr den geheiligten und gesetzlichen Charakter einer Gemahlin beizulegen. Allein, die römischen Gesetze untersagten einem Senator ausdrücklich, jede Eheligung mit einer durch Sklavengeburt oder Schauspielergewerb verunglückten Person. — Die Kaiserin Lupicina, oder Euphemia, eine Barbarin von bäurischer Abkunft, aber von unbescholtener Tugend, weigerte sich, eine Ehrlose als ihre Nichte anzunehmen, und selbst Justinians abergläubische Mutter, Vigilantia, obwohl sie Theodorens Witz und Schönheit anerkannte, fürchtete ernstlich, der Leichtsinn und Trotz dieser schlauen Buhlerinn möchte ihres Sohns Frömmigkeit und Glückseligkeit verderben. Justinians unbiegsame Halsstärrigkeit hob alle diese Hindernisse. Er erwartete den Tod der Kaiserin in Geduld, verachtete die Thränen seiner Mutter, die bald der Last ihres Kummers erlag, und

gab in des Kaiser Justins Nahmen ein Gesetz, welches die strenge alte Rechtsregel vernichtete. — Den Unglücklichen, die ihre Person auf der Schaubühne entehrt hatten, wurde — sind Worte des Edikts — eine ruhmvolle Reue zugestanden, und man erlaubte ihnen, sich mit den erlauchtesten Römern gesetzmäßig zu verbinden. Auf diese Nachsicht folgte geschwind Justinians und Theodorens öffentliche Ehefeier; ihre Würde stieg stufenweise mit der Würde ihres Liebhabers; und sobald Justin seinen Neffen mit dem Purpur bekleidet hattte, setzte der Patriarch von Konstantinopel dem Kaiser und der Kaiserin des Orients das Diadem aufs Haupt. Allein die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen, welche die Strenge römischer Sitten den Kaiserinnen bewilligt hatte, konnten weder Theodorens Ehrgeitz noch Justinians Zärtlichkeit befriedigen. Er nahm sie feierlich zur unumschränkten Mitregentin an; und den Statthaltern der Provinzen wurde in Justinians und Theodorens Nahmen ein Treueid aufgelegt. Die orientalische Welt warf sich vor dem Genius und dem Glücke der Tochter des Akacius nieder. Die, welche sich einst

jedem Wohllüstlinge Preis gegeben, die, welche in Gegenwart zahlloser Zuschauer, Konstantinopels Theater geschändet hatte, wurde in derselben Stadt, von ehrwürdigen Obrigkeiten, rechtgläubigen Bischöfen, sieghaften Feldherren, und gefangenen Monarchen, als Kaiserin verehrt.

Aus Schaam oder Verachtung lehnte sie oft die knechtische Huldigung des grossen Haufens ab, entzog sich dem verhaßten Lichte der Hauptstadt, und brachte den größten Theil des Jahrs in den anmuthigen Pallästen am Propontis und Bosphorus zu. Ihre Privatstünden waren der gleich verständigen und angenehmen Sorgfalt für ihre Schönheit, der Schwelgerei im Bade und an der Tafel, und einem laugen Abend- und Morgenschlafe gewidmet. Ihre geheimen Zimmer bewohnten Begünstigte weiblichen Geschlechts und Verschnittene, deren Interesse und Leidenschaften sie auf Kosten der Gerechtigkeit willfahrte; die Erlauchtesten des Staats wurden in einem dunkeln und erstickenden Vorgemache zusammengedrängt; und gelangten sie endlich nach langem Warten zum Handkusse der Theodore, so erfuhren sie, wie Laune es ihr eingab, entweder den

schweigenden Hochmuth einer orientalischen Kaiserin, oder den wunderlichen Leichtsinn einer gemeinen Komödiantin. Ihr raubgieriger Geitz, einen ungeheuren Schatz aufzuhäufen, liesse sich vielleicht durch die Besorgniß von ihres Gemahls Tode entschuldigen, der ihr zwischen Untergang und Thron keine Wahl lassen konnte; und Furcht sowohl, als Ehrgeitz, machte Theodoren wider zwey Kriegsbefehlshaber erbittern, die in einer Krankheit des Kaisers sich unvorsichtig erklärt hatten, daß sie nicht geneigt wären, der Wahl der Hauptstadt beizutreten. Aber die ihr angeschuldigte Grausamkeit, die selbst ihren sanften Lastern so stark widerstreitet, hat auf ihrem Andenken einen unauslöschlichen Flecken gelassen. Ihre zahlreichen Ausspäher beobachteten und erzählten ihr eifrigst jede Handlung, jedes Wort, jeden Blick, welche ihre kaiserliche Gebieterin beleidigten. Wen sie anklagten, der wurde in ihre, dem Nachforschen der Gerechtigkeit unzugängliche, Privatkerker geworfen; und es ging ein Gerücht, daß Folter oder Geissel, in Gegenwart einer Tirannin wären gebraucht worden, welche gegen die Stimme des Bittens und des Mitleids unempfindlich wäre. Einige

dieser unglücklichen Schlachtopfer kamen in tiefen, ungesunden Kerkern um, während andern, nach dem Verluste ihrer Gesundheit, ihrer Glieder, ihrer Vernunft oder ihres Vermögens erlaubt ward, in der Welt als lebende Denkmale ihrer Rache umher zu wandeln, die sich gemeiniglich sogar auch auf die Kinder der von ihr Beargwohnten oder Beleidigten ausdehnte. Der Senator oder Bischof, den Theodore zum Tode oder Verweisung verdammt hatte, wurde einem treuen Boten überliefert, dessen Eifer sie durch eigenmündige Drohung anfeuerte: „Wenn du in Vollziehung meiner Befehle fehlst, so schwöre ich bei dem, der ewig lebt, daß ich dich will schinden lassen." —

Wäre Theodorens Glaube nicht von Ketzerei befleckt gewesen, so hätte ihre musterhafte Andacht, in der Meinung ihrer Zeitgenossen ihren Stolz, ihre Habsucht und ihre Grausamkeit aussöhnen können. Wendete sie indessen ihren Einfluß an, die Unduldsamkeit des Kaisers zu mildern, so wird ein gegenwärtiges Zeitalter ihrer Religion einiges Verdienst, und spekulativen Irrthümern einige Nachsicht einräumen. Man fand Theodorens Namen, mit gleicher Ehre, bei allen

frommen und milden Stiftungen Justinians; und das wohlthätigste Institut seiner Regierung kann dem Mitleiden der Kaiserin für ihre minder glücklichen Schwestern zugeschrieben werden, die man gezwungen oder verführt hatte, das Gewerbe der Preisgebung zu ergreifen. Ein Pallast, auf der asiatischen Seite des Bosphorus, wurde in ein stattliches oder geräumiges Kloster verwandelt, in welchem fünfhundert, auf den Strassen und aus den Bordellen von Konstantinopel aufgeraffte Weibspersonen reichlich unterhalten wurden. In diesem sichern Aufenthalte waren sie zu immerwährender Einschliessung verurtheilt; und die Verzweiflung von einigen, die sich ins Meer stürzten, verlohr sich in die Dankbarkeit der Reuenden, die durch ihre großmüthige Wohlthäterin von Sünde und Elend waren frei geworden. — Justinian selbst rühmt Theodorens Klugheit und seine Gesetze eignet er den Rathschlägen seiner verehrungswürdigsten Gemahlin zu, die er als Geschenk Gottes empfangen hatte.

Wünsche und Gebete der Theodore konnten nie den Segen eines rechtmäßigen Sohnes erhalten; und sie begrub eine unerwachsene Tochter, die einzige Frucht ihrer Ehe. —

Ungeachtet dieser Kinderlosigkeit war ihre Herrschaft dauerhaft und unumschränkt; sie erhielt sich durch Kunst oder Verdienst in Justinians Liebe; und ihre anscheinenden Zwistigkeiten wurden immer den Höflingen tödtlich, welche sie aufrichtig glaubten. — Vielleicht hatte jugendliche Ausschweifung ihre Gesundheit geschwächt; allein, diese war immer schwach, und die Aerzte riethen ihr, die physischen warmen Bäder zu brauchen. Hier wurde endlich Theodore im vier und zwanzigsten Jahre ihrer Vermählung, und im zwey und zwanzigsten ihrer Regierung, vom Krebse verzehrt; und der unersetzliche Verlust wurde von ihrem Gemahl beweint, welcher an der Stelle einer Schauspielerin, die reinste und edelste Jungfrau des Orients hätte wählen können. —

Anna Boleyn.

Anna, die Tochter eines gemeinen englischen Edelmannes durfte sich von Seiten der Mutter, aus dem Hause Norfolk, zum vornehmsten Adel zählen. Daher kams vermuthlich, daß sie schon als Kind gewürdigt ward, die Prinzeßin Maria, Schwester Heinrichs des Achten von England, und Gemahlin Ludwigs XII. von Frankreich, nach diesem Reiche zu begleiten. Maria war nur wenige Monate mit dem alten Könige vermählt, und kehrte nach ihrem Vaterlande aus den Armen eines Königs in die Arme eines englischen Lords zurück; aber Anna Boleyn blieb in Frankreich, und zwar an dem Hofe der Königin Klaudia, Gemahlin Franz I., bis sie, ungefähr in einem Alter von 15 Jahren, nach England zurückging.

Ungeachtet Anna in der Folge eine so glänzende Rolle gespielt hat, so ist doch über die ersten Jahre ihres Lebens eine gewisse Dunkelheit verbreitet, die man vielleicht mit Fleiß nicht allzu sehr aufklärte, weil es etwa in der Folge ihrem königlichen Liebhaber nicht angenehm war, wenn jedermann wußte, daß seine Gemahlin einst als Kammerfräulein bei Prinzeßinnen gedient hatte. Indessen da der französische Hof von jeher der galanteste war, so ist es wahrscheinlich, daß Anna von Paris einen gewissen Geist der Eitelkeit mitbrachte, der in der Folge einen Hauptzug ihres Charakters ausmachte. Sie wollte gefallen, gewann durch ihre Tugend und Reize einen König, genoß eine Zeitlang der höchsten irdischen Glückseligkeit, wurde aber nach wenigen Jahren in ein Labyrinth von unglücklichen Verbindungen verwickelt, dessen Ausgang der Weg zum Blutgerüste war.

Nach ihrer Zurückkunft nach Frankreich scheint Anna eine Zeitlang auf dem Lande sich aufgehalten, und an den Schönheiten der Natur sehr vielen Geschmack gewonnen zu haben. Ein junges Mädchen, das noch fähig war, das Landleben so wünschenswür-

dig zu finden, und den einsamen Aufenthalt auf einem Landgute dem Stadtleben und Hofe vorzuziehen, sollte deren Charakter in Frankreich so verdorben worden seyn, als die Lästerer Annens sagen, die sich nicht scheuen, eine Buhldirne aus ihr zu machen? — Doch der Brief selbst, den das Fräulein schrieb, ist zu interessant, hat zu viele Naivetät, enthält zu viele Züge der edlen Einfalt der Sitten jener Zeit, und des Charakters der Verfasserin, als daß ich ihn meinen Lesern nicht ganz mittheilen sollte. Noch nicht sehr lange hat ihn ein Englisches Journal zuerst bekannt gemacht. Hier ist er:

Liebe Maria!

„Ich bin jetzt fast schon einen ganzen Monath in der Stadt (London), und kann eben nicht sagen, daß ich hier viel vorzüglich Angenehmes gefunden hätte. Wir stehen des Morgens sehr spät auf, selten vor sechs Uhr, dabey sind wir spät bis in die Nacht auf, und kommen selten vor zehn Uhr ins Bette: ich versichere dich, daß ich von dieser Lebensart ganz krank bin. Wenn ich nicht den schönen Sachen zu Gefallen bliebe, die ich hier fast jeden Tag geschenkt erhalte, so flöhe ich vielleicht vor Ungeduld

wieder aufs Land. Meine liebe Mutter kaufte mir gestern schöne Leinwand zu drey Hemden, die Elle zu 14 Pence, und bald werde ich zu dem Balle bei Mylord Norfolk ein Paar neue Schuhe von Zeuch bekommen, die wenigstens drey Schilling kosten werden. Durch das unordentliche Leben, welches ich hier führen muß, hat mein Appetit, den ich sonst hatte, sehr abgenommen. Du weißt, daß ich sonst gewohnt war, ein gut Stück geräuchertes Schweinfleisch zum Frühstücke zu nehmen, und einen Krug gutes Bier dazu zu trinken; allein hier genieße ich kaum die Hälfte, ungeachtet wir sehr spät zu Mittage speisen, denn in den vornehmen Häusern wird das Mittagsessen vor 12 Uhr nicht aufgetragen. Gestern Abend spielten wir Plumpsack beym Lord Hincaster; Lord Surrey, ein niedlicher Junggeselle, war dabey; er sang uns ein Liedchen, welches er selbst gedichtet hatte, das uns recht wohl gefiel. Mein Bruder sagte mir dabey ins Ohr, daß hier Lord Surreys Liebste, die schöne Geraldine, das artigste Mädchen sey. Ich wünsche sie zu sehen, denn sie soll eben so sanft in ihrem Umgange, als schön seyn. Liebe Marie! siehe ja in meiner Abwesenheit auch nach meinen

jungen Hühnern. Die armen Küchlein! sonst gab ich ihnen selbst ihr Futter. Wenn Margaretha die scharlachwollenen Handschuhe fertig gestrickt hat, so wird es mir lieb seyn, wenn ich sie mit der ersten Gelegenheit durch dich erhalte. Lebe wohl, meine gute Maria! ich gehe jetzt in die Messe; das versprochene Gebetbuch wirst du bald erhalten.

Anna Boleyn.

Ungefähr ums Jahr 1528 kam Anna in die Dienste der Königin Katharina, die etwas älter, als König Heinrich war, und vieles Spanische, d. i. vielen Ernst und Stolz, in ihrem Charakter zeigte. Da der König ein Wollüstling war, und ihm daher die jungen Hofdamen besser gefielen, als seine Gemahlin, so war es nicht zu verwundern, wenn die reitzende, lebhafte Anna ihn ganz vorzüglich einzunehmen wußte. Doch war der König in seinen Bewerbungen um ihre Gunst nicht sehr glücklich, und Anna machte die Spröde, entweder weil sies wirklich für Unrecht hielt, Beischläferin zu seyn, oder weil sie ehrgeitzig genug war, Königin heissen zu wollen. Letzteres ist wohl nicht sehr wahrscheinlich, weil sie nach kurz genossenem Glü-

cke die Krone so gleichmüthig mit dem Henkersbeile vertauschte.

Indessen wurde der König durch Annens Sprödigkeit, nur desto begieriger nach ihrem Besitze, und da es ein Zug seines Charakters war, seine Entwürfe durchzusetzen, sollte er gleich die äussersten Mittel gebrauchen, wie dieses aus vielen folgenden Handlungen seines Lebens erhellt, so traf er auch hier gewaltsame Maßregeln. Heinrich wollte von Katharina geschieden seyn, und trug die Sache seinem Parlament vor.

England war damahls den Grundsätzen der römischen Kirche noch treu, von der es bekannt ist, daß sie die Ehe für ein Sakrament, und daher für unauflöslich hält. Daher weigerte sich das Parlament Anfangs, die Rechtmäßigkeit der Ehescheidung zu erkennen, um so mehr, da der Papst, aus Furcht vor Kaiser Karl dem Fünften, sie gänzlich mißbilligte. Endlich mußte es sich den Befehlen des Königs unterwerfen, und ihn scheiden.

Der Pabst that den König in den Kirchenbann, vermuthlich weil er ihn nicht genug kannte, und nicht für fähig hielt, die Schritte zu thun, die in der Folge den römi-

schen Stuhl so sehr erschütterten. Denn Heinrich, der ehemals gegen Luther geschrieben hatte, zerriß nun die Bande, die sein Reich bisher an Rom geknüpft hatten, mit Gewalt, erklärte sich für das Haupt der Kirche, zog die Klöster ein, ließ die Bibel in der englischen Sprache bekannt machen, kein Geld mehr nach Italien senden, die Geistlichen heirathen, und stellte, mit einem Worte, diejenigen Lehrsätze auf, gegen die er zehn Jahre vorher so heftig zu Felde gezogen war.

Katharina von Arragonien wurde im Mai 1531 von dem Könige geschieden, und dieser ließ sich im November 1532 mit der schönen Anna trauen. Dieser Zischenraum zwischen Scheidung und Trauung machte ihr, dünkt mich, viele Ehre, da sie nicht sogleich triumphirend von dem Platze Besitz nahm, den ihre Vorgängerinn nun leer gelassen hatte. — Die erste und letzte Frucht dieser Ehe war Elisabeth, die im September des folgenden Jahrs zur Welt kam, und in der Folge eine so glänzende Rolle spielte.

Heinrich war der unbeständigste Liebhaber, und seine Unbeständigkeit war desto gefährlicher, da die königl. Gewalt ihm leicht Mittel an die Hand gab, den vorher gelieb-

ten Gegenstand, nach der Sättigung seiner Lüste, auf die Seite zu schaffen. Er verliebte sich bald in eine andere Hofdame, und suchte nun Ursachen hervor, der Boleyn los zu werden. Ihre Munterkeit und ihr Leichtsinn liessen sie nicht gehörig auf der Hut gegen denjenigen seyn, der Beschuldigungen gegen sie suchte. Man gab ihr daher verschiedene Ausschweifungen und Untreue gegen den König Schuld, welche aber blos erdichtet waren, um wenigstens nicht ganz ungerecht zu scheinen. Heinrich ließ ihr den Proceß machen, und die Richter fanden diejenige leicht des Todes würdig, welche ihr Fürst gern auf die Seite schaffen wollte. Anna wurde verdammt, entweder verbrannt zu werden, oder den Kopf zu verlieren. Der König war noch gütig genug, die letztere Todesstrafe zu genehmigen.

Man erzählt, daß sie, während des Processes, bald wie untröstlich weinte, bald wieder so lustig war, als ob sie noch auf dem Throne säße. Indessen starb sie mit großer Standhaftigkeit. Wenige Stunden vor der Hinrichtung sagte man ihr: der Scharfrichter von Calais sey dazu berufen

wor=

worden. „Das ist gut, sagte sie, denn ich habe einen sehr kurzen Hals" — und fühlte zu gleicher Zeit an denselben. — Als sie niedergeknieet war, um das Haupt auf den Block zu legen, bedeckte sie sorgfältig die Füsse mit ihrem Gewande, um sittsam zu sterben — ein schöner Zug von einem Frauenzimmer, der man Unkeuschheit Schuld gab — und zugleich ein Zeichen von Besonnenheit in dem letzten Augenblicke!

Bianca Capello.

Sie war die Tochter des Bartholomäus Capello, eines venezianischen Nobile, berühmt durch ihre Schönheit und die Liebe, die sie Franz dem Zweyten von Medicis, Großherzog von Toskana, einflößte. — Eine florentinische Familie, Namens Salviati, hatte zu Venedig ein Handelshaus, das dem Hause des Capello gegenüber stand. Ein Handlungsdiener dieses Hauses, Namens Peter Bonaventuri, bekam hierdurch öfters Gelegenheit die ihm gegenüber wohnende schöne Bianca zu sehen, die er auch so benutzte, daß Bianca selbst anfing auf ihn aufmerksam zu werden, in der Meinung, er gehöre in die Familie der Salviati: Bonaventuri wünschte in eine nähere Bekanntschaft mit ihr zu kom-

men, und mit Hülfe ihrer Kammermagd gelang es ihm sie bei Nacht zu besuchen. Die Folgen dieser nächtlichen Besuche waren von solcher Beschaffenheit, daß Bianca, um dem Zorn ihrer Eltern zu entgehen, für das rathsamste hielt, mit ihrem Liebhaber nach Florenz zu entfliehen 1563, im zwanzigsten Jahre ihres Alters — wobei sie verschiedene Edelsteine ihrem Vater entwendete. Sie ließ sich mit ihrem Verführer in einem Dorfe bei Bologna trauen, und kam bei dem alten Bonaventuri in Florenz an, wo sie von einer Tochter entbunden wurde.

Hier gingen ihr die Augen auf; sie erfuhr, daß ihr Liebhaber ein blosser Handlungsdiener und der Sohn armer, geringer Eltern war. Sie dachte nun ihrem Schicksale nach, welches noch dadurch verschlimmert wurde, daß sie in Erfahrung gebracht, ihre Familie habe Meuchelmörder gegen sie gedungen. In dieser Lage bemerkte sie Franz II. Erbprinz von Florenz. Sein Kammerherr Mondrogone beförderte mit Hülfe seiner Gemahlin die Bekanntschaft desselben mit ihr; und der Prinz nahm sie in Schutz, kaufte ihr im Jahr 1564 in Florenz einen

Pallast und ging mit ihr um. Im Jahr 1566, da sich der Prinz politischer Rücksichten wegen mit Johanna von Oesterreich, einer Schwester Kaiser Maximilians II. verbunden hatte, wurde sie bei Hofe eingeführt, und auch ihr Mann wurde zum Kammerherrn gemacht. Dieser wußte sich aber in sein Glück nicht zu finden; er betrug sich sehr stolz und beleidigend; dabei pflegte er Umgang mit einer vornehmen Florentinerin, deren Familie, hiermit unzufrieden, ihn durch Meuchelmörder im Jahr 1569 aus dem Wege räumen ließ, um welche Unternehmung der Prinz zum mindesten wissen mochte.

Nun trat Bianca als erklärte Geliebte des Prinzen auf, machte sich aber durch ihr Betragen viele Feinde. Um der ihr hierdurch drohenden Gefahr auszuweichen, suchte sie sich in die Gunst des Bruders des Herzogs, des Kardinals Ferdinands zu setzen. Beide Brüder waren mit einander gespannt; es gelang der Bianca sie auszusöhnen, und dem Kardinal wesentliche Dienste bei seinem Bruder zu erzeigen. Die Gemahlin des Großherzogs wurde verachtet, und warf deßwegen einen

tödtlichen Haß auf die Bianca. Als 1574 der alte Großherzog gestorben, und der in Bianca verliebte nunmehrige Herzog keinen Nachfolger von seiner Gemahlin bekam, suchte ihn Bianca zu täuschen, sie gab sich für schwanger aus, und gebar, dem Scheine nach, den 29. August 1576 einen unterschobenen Sohn. Um diesen Betrug verborgen zu halten, wurden alle Personen, die darum wußten, meuchelmörderischer Weise bei Seite geschaft. Die Aerzte ahndeten Betrug: man steckte solches dem Großherzog; allein er war ungläubig. Da sie aber nach einigen Jahren doch befürchtete, ihr Betrug möchte herauskommen, so entdeckte sie denselben dem Großherzoge selbst. Dieser liebte sie deßwegen nicht weniger als zuvor, und fuhr auch fort, darauf zu bestehen, daß der junge Antonius — so hieß das Kind — sein Sohn sey.

Um diese Zeit wurde Bianca auch wieder mit ihrer Familie ausgesöhnt. Ihr Vater besuchte sie 1576 zu Florenz, und wurde von dem Großherzog mit Geschenken überhäuft. Inzwischen wurde die Großherzogin 1577 von einem Prinzen entbunden. Dieses machte einige Veränderung in der Lage

der Bianca; sie entfernte sich von Florenz, und lebte auf ihrer Villa oder zu Bologna in der Stille. Der Großherzog konnte sie aber nicht vergessen, er brachte sie heimlich nach Florenz zurück; und da die Großherzogin wider alle Erwartung ihren Gemahl in Gesellschaft mit ihr antraf, so bekümmerte sie sich so sehr darüber, daß sie von diesen Tagen an in eine Krankheit fiel und starb.

Bianca machte sich nun gewisse Rechnung auf das Versprechen des Großherzogs, sie zu heirathen. Der Großherzog war auch geneigt, ihre Hoffnungen zu erfüllen; Minister, Beichtvater, und alles suchte ihn davon abzuhalten, welchen es auch einigermassen gelang. Bianca siegte aber bald wieder über das Herz des Großherzogs, so daß er sich auch wirklich in der Stille mit ihr trauen ließ, und solches nach abgelaufener Trauerzeit bekannt werden ließ.

Franz konnte indessen vorher sehen, daß dieser Schritt sehr zweideutig beurtheilt werden würde. Diesem Urtheile auszuweichen, erbat er sich von der Republik Venedig für seine Gemahlin den Titel einer Tochter der Republik, unter welchem die Tochter eines Patriziers als eine regierende Für-

stin auftreten konnte, welchen ihr auch die Venezianer mit Vergnügen gaben. Den 13. Oktober 1579 wurde nun Bianca auch öffentlich als Großherzogin ausgerufen.

Diese Erhebung fiel dem Kardinal Ferdinand empfindlich, weil er besorgte, Bianca könnte noch einen Sohn gebähren, wodurch er von der Succession ausgeschlossen seyn würde. Inzwischen nahm es Bianca selbst auf sich, ihn mit dem Großherzog auszusöhnen, welches ihr auch vollkommen gelang. Das florentinische Volk hingegen hegte einen unauslöschlichen Haß gegen sie, unter andern vornehmlich deßwegen, weil sie Spione hielt. Die Harmonie mit dem Kardinal Ferdinand dauerte jedoch nicht lange. Er besorgte wegen der List der Bianca den Untergang seines Hauses. Sie fuhr zwar fort ihm zu schmeicheln, indeß konnte Ferdinand sein Mißtrauen gegen Bianca nicht unterdrücken. Dieses wurde noch durch das neuerlich ausgestreute Gerücht von der Schwangerschaft derselben vermehrt. Don Peter von Medici kam aus Spanien im Jahr 1584 zurück, und erhielt von seinem Bruder den Auftrag, die Bianca wegen ihrer Schwangerschaft fleißig zu beobachten; er

führte aber dieses Geschäft so unvorsichtig, daß der Großherzog seine Absicht gewahr wurde, und ihm sehr kaltsinnig begegnete. Bianca erklärte endlich selbst in einem Brief an den Kardinal, daß sie nicht glaube schwanger zu seyn. Franz hingegen war von ihrer Schwangerschaft so überzeugt, daß er seinen Brüdern die Zweifel darüber nicht vergeben konnte.

Allein die Hoffnung des Großherzogs wurde im folgenden Jahre vernichtet; denn die vermeinte Schwangerschaft der Bianca endigte sich mit einer Krankheit, die ihrem Leben Gefahr drohte. Bianca selbst schien bei dieser ganzen Sache keinen Betrug haben spielen zu wollen. Sie söhnte den Kardinal mit dem Großherzog wieder aus. Dieser kam auch bald selbst nach Florenz, nemlich im October des Jahrs 1587; man machte ihm alle nur ersinnliche Ergötzlichkeiten; aber nach wenigen frohen Tagen wurde Franz der Zweyte krank und bekam ein dreytägiges Fieber, woran er am 20. October 1587 in seinem 47sten Jahre starb.

Zwei Tage nach dem Anfange der Krankheit des Großherzogs Franz fiel Bianca in eine ähnliche Krankheit, die bald alle

Zeichen einer tödtlichen verrieth. — Sie starb neunzehn Stunden nach ihrem Gemahl in ihrem fünf und vierzigsten Jahr. Der neue Großherzog Ferdinand hatte ausdrücklich befohlen, daß die Leiche geöffnet werden sollte. Man fand alle Theile ihres Körpers in der größten Zerrüttung; sie starb wahrscheinlich an einer Wassersucht. — Man begrub sie in der Stille in die grosse Gruft in die Lorenzkirche.

Dyrne.

Eine indische Szene.

Dyrne war die reizende Gattin eines wohlhabenden, am Ufer des Ganges wohnenden Indianers, Namens Gango, den sie durch ihre zärtliche treue Liebe zum glücklichsten Gatten auf der Welt machte. Einst schöpfte sie eines Morgens ihrer Gewohnheit nach Wasser aus dem Flusse. Einer von den vornehmsten Hofbedienten des Mogols, den der Zufall diesen Weg führte, erblickte sie und wurde von ihrer Schönheit bezaubert. — Nicht gewohnt, seine Leidenschaften zu bekämpfen, sprang er von seinem Pferde, umschlang das junge Weib mit beiden Armen, legte sie quer über den Sattel, schwung sich wieder hinauf, und ohne auf das Geschrei der Unglücklichen zu achten, sprengte er mit seinem Raube davon.

Als Gango sie nicht nach Hause kommen sah, eilte er an das Ufer des Flusses, wo er sie vergebens suchte. Den ganzen Tag irrte er umher, ohne etwas von ihr zu erfahren, und kehrte erst am späten Abend in seine Wohnung zurück, wo er sie anzutreffen hoffte. Seine Hoffnung blieb unerfüllt, tödtliche Unruhe quälte sein Herz, und nachdem er sie noch einige Tage vergebens erwartet hatte, übermannte ihn der Kummer. Sein Reichthum verlohr für ihn allen Werth; er steckte sich in das Kleid eines Gioghis, (eine Art herumziehender indischer Mönche) und that das Gelübde, nicht anders als mit seiner wiedergefundenen Gattin in sein Haus zurückzukehren. So machte er sich auf den Weg, ohne selbst zu wissen, wohin er seine Schritte richten sollte.

Indeß er das weitläuftige mogolische Gebieth durchwanderte, hatte der Räuber die trostlose Dyrne auf eines seiner Landhäuser gebracht, und ihr das mit Gewalt entrissen, was sie ihm gutwillig nicht gewähren wollte. Von der ganzen Welt verlassen, mußte sie sich den Begierden des Wollüstlings hingeben, und ward im Laufe zweier traurigen Jahre Mutter von zwei

Kindern. Nun glaubte der Tirann, die strenge Wachsamkeit mildern zu können, womit er ihre Flucht zu verhindern und sie vor allen Nachsuchungen zu verbergen suchte. Seine Gefälligkeit ging endlich so weit, daß er seiner Gefangenen erlaubte, bisweilen im Garten frische Luft zu schöpfen.

Als sie eines Tages, in Schwermuth versenkt, ihre Trennung von dem Manne ihres Herzens beweinte, weckte die Stimme eines Bettlers, der ausserhalb der Mauer die Mildthätigkeit der Vorbeigehenden anrief, sie aus ihren traurigen Betrachtungen. Dyrne horchte mit ihrer ganzen Seele, uud zweifelte bald nicht mehr, daß sie die Stimme ihres Gango hörte.

Ein allmächtiges Gefühl riß sie fort; sie floh an die Thür, die auf das Feld ging, und rief durch das Schlüsselloch mit lautem Geschrei den Bettler bei seinem Namen.

Durch den Ton einer so theuren Stimme nicht minder erschüttert, lief dieser der Thüre zu, und bald überzeugte sich das erstaunte Paar von der Wirklichkeit des Wunders, das sie zusammenführte.

Dyrne erzählte ihrem geliebten Gango mit fliegenden Worten ihre Begebenheit;

malte ihm mit der kunstlosen Farbe der Wahrheit ihre reine Unschuld, ihre unveränderte Zärtlichkeit, die Leiden, die sie seit ihrer Trennung erduldet, den Abgrund des Jammers, in dem sie schmachtete, und beschwur ihn endlich, ihr zu helfen, ihre Sclavenfesseln zu zerreissen und in seine Arme zurückzukehren.

Jedes ihrer Worte war ein Dolchstich für den armen Gango. Er mußte alle Kräfte seiner Seele sammeln, um sie zu erinnern, daß ein strenges, unverbrüchliches Gesetz ihrer Religion, dem Weibe, das, auch wider seinen Willen, die Umarmung eines Ehrenschänders geduldet hatte, die Wiedervereinigung mit ihrem Gatten, sogar einem solchen Ehepaare allen weitern Umgang untersagte.

Wer wollte es wagen, die Verzweiflung zweier Herzen zu schildern, die sich mit gleicher Zärtlichkeit liebten und die Unmöglichkeit fühlten, die Hindernisse zu heben, die sich ihren Wünschen widersetzten!

Nach langen Berathschlagungen und vielen vergossenen Thränen, erinnerte sich Dyrne plötzlich, daß der berühmte Tempel von Jaggernant, wo der mogolische Oberpriester sich

aufhielt, nur zwei Tagereisen weit entfernt liege.

„Gehe, lieber Gango, gehe zu ihm hin! — rief sie — befrage den Vertrauten der Götter — vielleicht wird seine Menschlichkeit ihm eine Linderung unsers traurigen Schicksals eingeben; vielleicht wird er ein Mittel auffinden, das uns erlanbet, unsre Bande von neuem zu knüpfen. Keine Busse, mein Geliebter, keine Marter soll mich abschrecken, wenn ich nur wieder die Deinige seyn und dir meine zärtliche Treue beweisen kann; gehe, laufe!" —

Mit klopfendem Herzen machte Gango sich augenblicklich auf den Weg, und kam nach einigen Tagen mit der Antwort des Oberpriesters zurück; sein blasses Angesicht war hinreichend, die Betrübniß seiner Seele zu errathen.

Du kannst mir folgen, sagte er zu Dyrne, allein der Oberpriester verlangt, daß du ihm die beiden Kinder zuführst, wovon der Räuber dich zur Mutter gemacht hat. — Meine Kinder, sagst du? — Himmel! was mag die Absicht des Oberpriesters seyn? — Ich weiß es nicht; allein du mußt dich dazu bequemen, oder wir bleiben auf

ewig getrennt. — Doch was fürchtest du für diese Kinder? Dürfen sie dir lieb seyn? Kannst du die Früchte einer barbarischen Gewaltthätigkeit als die Deinigen ansehen? — Ach! so verhaßt sie mir in dieser Hinsicht seyn mögen, so bin ich doch ja ihre Mutter. — Und kann ich mich entschliessen, sie mit eigener Hand dem Unglücke zu überliefern, das sie vielleicht erwartet? — Gleichwohl muß es seyn, liebes Weib! — oder ich muß mich auf immer von dir scheiden.

Gango entfernte sich wirklich mit blutendem Herzen. Die zitternde Dyrne rief ihn zurück; stumm, wie die Bildsäule des Kummers, stand sie vor ihm; ihre Seele flimmerte nur noch in ihren Augen. Nach einem langen schmerzlichen Kampfe rief sie endlich mit schluchzender Stimme: So versprich mir wenigstens, daß du dein Flehen mit dem meinigen vereinigen willst, um die Gnade dieser armen Geschöpfe auszuwirken. Wenn du mich liebst, Gango, so kannst du dir die Grauen vorstellen, womit die Natur mein zärtliches Mutterherz erfüllen muß.

Gango versprach alles, was sie verlangte. Des folgenden Morgens entfloh Dyrne mit ihren beiden Kindern aus dem

Hause ihres Tirannen, und folgte ihrem Gatten in den Tempel von Jaggernant, wo sie alle vor dem Oberpriester erschienen.

Es giebt nur ein Mittel, sagte dieser zu ihnen, euch, ohne Aergerniß zu erregen, und folglich, ohne den Zorn der Götter zu reitzen, wieder mit einander zu vereinigen. Dyrne, man kann deine Unschuld bezweifeln, zumal da sie nur dich allein zum Zeugen hat. Du mußt deine Rechtfertigung der ganzen Welt vor Augen legen. Die einzige, welche wir, und selbst dein Ehemann gestatten können, ist, daß du der Liebe und Ehre die Pflichten aufopferst, die du der Natur schuldig zu seyn glaubst, und mit eigener Hand öffentlich die Kinder tödtest, denen dein Unglück das Leben gab.

Durch diesen schrecklichen Ausspruch niedergedonnert, lag Dyrne sinnlos zu den Füssen des Oberpriesters, die Umarmungen ihres Gatten weckten sie aus ihrer Ohnmacht. Dieser vermischte seine Thränen mit den ihrigen, um den Oberpriester zur Milderung dieses strengen Urtheils zu bewegen.

Nach einem kurzen Stillschweigen erwiederte der Bonze, indem er sich gegen die

trost=

trostlose Mutter wandte: die Götter müssen wenigstens Ein Opfer haben. Wähle eines von den beiden Kindern, oder unterwirf dich selber der Todesstrafe, welche über die ungetreuen Gattinnen verhängt ist.

Dyrne bebte von der Erde auf: Gango! rief sie, hast du jemals meine Treue in Verdacht gezogen? — Nein, liebste Dyrne, nein! immer habe ich in dir die zärtlichste und treueste Gattin gefunden. — Wohlan! erwiederte sie mit heitrer Miene, so kann ich denn jetzt die Natur und die Liebe miteinander aussöhnen. — Umarme mich theurer Gatte! — Erbarme dich dieser armen Kinder! Denke, daß sie von deiner Dyrne sind, sey künftig ihr Vater! — Mich kann man nun zum Tode führen.

Am folgenden Tage erschien Dyrne, der Bitten und Thränen des Gango ungeachtet, in einem traurigen, feierlichen Anzuge und von einer zahlreichen Priesterschaft begleitet, auf dem öffentlichen Platze. Mit ruhiger Miene und festen Schritten bestieg sie eine weißbehängte Bühne, (die weiße Farbe ist in Indien die Trauerfarbe) die zu ihrer Hinrichtung bestimmt war. — Gango,

den die Priester zurückhalten mußten, stieß ein lautes Klaggeschrei aus, das alle Herzen brach.

Schon waren die Augen seiner Gattin mit einer reichen Binde bedeckt, schon bot sie ihren Hals dem Scharfrichter dar — das Schwerdt war gezückt: nun sollte es fallen — Halt! rief der Oberpiester; es ist genug. Die Götter und die Gerechtigkeit sind befriediget, die Menschen sollen es auch seyn. — Dyrne! der Himmel giebt dich deinem Gatten wieder: deine reine Tugend machte dich seiner, und seine Liebe machte ihn deiner würdig. — Geht, kehrt in eure Wohnung zurück. Der Monarch, den ich mit eurem Werthe bekannt machen will, wird eure Rache übernehmen, und euch so glücklich machen, als ihr es zu seyn verdienet.

Don Juan.

Die folgende Geschichte ist so ausserordentlich, daß ich sie für die Erfindung irgend eines dramatischen Dichters halten würde, wenn ich sie nicht aus der Gegend selbst, wo sie sich zugetragen hat, von so guter Hand hätte, daß ich an ihrer Wahrheit nicht zweifeln kann.

Ein portugiesischer Edelmann, Don Juan, wurde vor einigen Jahren vor Gericht gezogen, weil er seine Halbschwester von dem nämlichen Vater, nachdem er sie geschwängert, vergiftet haben sollte. Einige Jahre vor der Untersuchung dieser Sache hatte er auf seinem Schlosse in der Nachbarschaft von Montremos, einer Stadt an der Landstrasse zwischen Lissabon und Badajos, einer Gränzfestung von Spanien, ein sehr einsa-

mes Leben geführt. Man zeigte mir sein Schloß bei meiner Reise durch dieß traurige Land, etwa eine halbe Stunde von der Landstrasse, in einem mit Korkbäumen umgebenen tiefen Grunde, und nie sah ich eine melancholischere Wohnung. Die Umstände, welche ihn dieses Verbrechens verdächtig machten, waren so scheinbar, und die Geschichte war in der Nachbarschaft, wo er lebte, so allgemein bekannt, daß, ohngeachtet er den größten Theil eines ansehnlichen Einkommens zu Handlungen der Mildthätigkeit verwendete, doch Niemand je seine Schwelle betrat, um ihm für empfangene Wohlthaten zu danken, oder ihn um Unterstützung zu bitten; einen armen Pater aus dem Hieronymiten-Kloster in Montremos, der sein Beichtvater und zugleich sein Almosenpfleger war, ausgenommen.

Die Beschuldigung eines so schwarzen, zugleich aus Blutschande und Mord zusammengesetzten Verbrechens, gelangte endlich zu den Ohren der Gerechtigkeit, und es wurde eine Kommission zu Untersuchung der Sache nach Montremos abgeschickt. Der vermeinte Verbrecher erschien, ohne den geringsten Versuch zu entwischen, auf die erste Vorladung der Be-

vollmächtigten. Im Verhöre ergab sich, theils aus dem Bekenntnisse des Gefangenen, theils aus der Aussage verschiedener Zeugen, daß Don Juan von Kindheit auf, in der Familie eines reichen Kaufmanns zu Lissabon, der einen starken Handel nach Brasilien trieb, gelebt hatte. Da Don Juan ohne Widerspruch den Namen dieses Kaufmanns geführt hatte, so hielt man ihn durchgehends für seinen natürlichen Sohn. Während er noch bei dem Kaufmanne war, hatte er mit der Tochter desselben, Josephe, die ein einziges Kind war, ein heimliches Liebesverständniß unterhalten, sie war schwanger geworden; Don Juan hatte ihr, so behauptete man durchgehends, in diesem Zustande einen Trank eingegeben, und einige Stunden darauf war sie, mit allen Symptomen der Vergiftung, verschieden. Die Mutter des jungen Frauenzimmers hatte ihren Tod nur wenige Tage überlebt, und der Vater hatte sich, nachdem er sein ganzes Vermögen, durch eine Schenkungs-Akte, dem vermeinten Mörder übertragen hatte, in ein Franziskaner-Kloster begeben.

Es herrschte eine seltsame Dunkelheit in dieser Nachricht von dem Vorgange der Sache;

denn einige Umstände warfen den stärksten Verdacht auf Don Juan, da hingegen der letztere den übrigen sehr widersprach, daß man sich in das Ganze nicht zu finden wußte. Um daher den Gefangenen zur ferneren Aufklärung der Sache zu zwingen, fand man es für nöthig, sich der Tortur zu bedienen.

Während man hierzu Anstalten machte, sagte Don Juan, ohne die geringste Unruhe über das, was ihm bevorstand, blicken zu lassen, zu seinen Richtern, es würde sowohl ihnen, als ihm selbst, einige Mühe sparen, wenn sie sein Bekenutniß über gewisse Punkte anhören wollten, über die er ihnen aufs treulichste die Wohrheit sagen wollte, über welche hinaus aber alle Martern der Welt ihm keine Silbe auspressen würden. Er sagte also aus: Er sey nicht, wie man geglaubt habe, der Sohn des Kaufmanns, bei dem er sich aufgehalten habe, auch mit der verstorbenen Josephe nicht weiter verwandt, als durch die zärtlichsten Bande gegenseitiger Liebe, und das Versprechen der Ehe, die aber, wie er gestand, nicht vollzogen worden: er sey der Sohn eines sehr

reichen Mannes in Brasilien, der ihn als Kind der Aufsicht und Fürsorge des Kaufmanns übergeben habe: der Kaufmann habe ihn, aus Ursachen, die er selbst wisse, bei seinem eigenen Namen genannt, und da dies schon in seiner Kindheit geschehen, so habe man ihn glauben gemacht, daß er der Sohn eines weitläuftigen Verwandten des Kaufmanns, der ihn an Kindesstatt angenommen habe, und ein Waise sey. Er bat daher seine Richter, zu bemerken, daß er Josephen nie für seine Schwester gehalten: was ihre Schwangerschaft durch ihn beträfe, so gestände er dieselbe ein, und bäte Gott um Verzeihung eines Vergehens, welches er durch eheliche Verbindung mit ihr gut zu machen gedacht hätte: den Trank habe er ihr allerdings mit eigener Hand gegeben, denn sie habe sich, wegen ihrer Schwangerschaft, übel befunden, und ihn, um ihren Eltern keine Unruhe und Bekümmerniß ihrentwegen zu machen, gebeten, gewisse Arzneien bei einem Apotheker zu bestellen, als ob er sie für sich selbst gebrauchen wolle; dies habe er also gethan, und er glaube also wirklich, daß sie ehrlich gemischt worden, weil er selbst dabei gestanden, und gesehen,

daß jedes Ingrediens besonders hinein gethan worden sey.

Der Richter fragte ihn hierauf, ob er sich getraue, auf sein Gewissen zu sagen, daß das Frauenzimmer nicht durch Gift umgekommen sey? Nun brach Don Juan zum erstenmal in Thränen aus, und antwortete: Nein, zu seiner ewigen Betrübniß wisse er leider gewiß, daß sie durch Gift umgekommen sey. — War denn dies Gift in dem Tranke, den sie einnahm? — Ja — und wer that das Gift hinein? der Apotheker oder ihr selbst? — Weder der Apotheker noch ich war schuldig. — Beging denn etwa das Frauenzimmer aus Schaam den Selbstmord, und that sie, ohne Euer Wissen, das Gift in den Trank? — Bei dieser Frage fuhr er vor Entsetzen zurück, und nahm Gott zum Zeugen, daß sie an der That unschuldig sey.

Die Richter waren jetzt in grosser Verlegenheit, fragten eine Zeitlang nicht weiter, und sprachen leise unter sich. Endlich sagte einer von ihnen zu dem Gefangenen: seinem Bekenntniß zufolge, sey die Verstorbene wirklich durch Gift umgekommen, und gleichwohl schiene es aus den Antworten, die

er jetzt gegeben, als ob er Jeden, auf welchen irgend der Verdacht fallen könnte, von dem Verbrechen frei sprechen wolle; — indeß sey noch eine Frage übrig, die er ihm, so unnatürlich sie auch wäre, bloß pro forma, und ehe man zu schärfern Mitteln schritte, vorlegen wolle, und die Frage beträfe den Vater oder die Mutter der Verstorbenen: — Gedenkt ihr etwa den Eltern dies schreckliche Vorhaben, ihr Kind zu ermorden, zur Last zu legen? — Nein, erwiederte der Gefangene mit festem Tone, ich bin überzeugt, daß kein solcher Gedanke je in den Sinn der unglücklichen Eltern gekommen, und der ärgste Sünder wäre ich, wenn ich ihnen da Schuld geben wollte. — Einmüthig erklärten hierauf die Richter, daß er sie nur zum Besten habe, und gaben Befehl zur Tortur, doch fragten sie ihn vorher noch, ob er denn wisse, wer Josephen vergiftet habe? worauf er ohne Bedenken antwortete: er wisse es, aber keine Marter sollte ihn zwingen, es zu sagen; des Lebens sey er müde, und sie möchten es ihm nehmen, wie sies für gut fänden; er könne doch nicht in grösseren Qualen sterben, als die wären, in denen er gelebt habe.

Nun ergriff man ihn, zog ihm seine Oberkleider aus, und spannte ihn auf die Folter. Ein Wundarzt ward hereingerufen, der ihm die Finger auf den Puls legen mußte, und die Henkerknechte erhielten Befehl, ihre Marter anzufangen. Sie hatten ihn an Händen und Füssen zwischen zwei Achsen, die durch eine Winde umgedreht wurde, ausgespannt; die Ausdehnung seiner Muskeln und Gelenke durch diese Maschine war fürchterlich, und die Natur verkündigte ihr Leiden durch ein schreckliches Krachen in jedem Gliede; der Schweiß quoll in grossen Tropfen aus Gesicht und Brust hervor; gleichwohl blieb der Leidende standhaft unter allen Qualen; kein Aechzen entfuhr ihm, und der Oberaufseher dieses Werks erklärte, daß sie die Folter noch um einen Grad stärker spannen könnten, weil sein Puls noch nicht im geringsten verändert oder schwächer geworden.

Die Büttel hatten jezt eine zweite, noch gewaltsamere Operazion, als die erste angefangen, die ihm, weil sie auf Theile wirkte, die vorher noch verschont geblieben waren, noch heftigere Qualen ausprеßte; als plötzlich ein Mönch ins Zimmer stürzte, und den Richtern zurief, sie möchten aufhören,

den Unschuldigen zu quälen, und das Bekenntniß des Mörders aus seinem eigenen Munde anhören. — Auf ein Zeichen der Richter liessen die Büttel die Foltermaschine mit einemmale los, und die Gelenke fuhren, mit der Schnellkraft eines Bogens, hörbar in ihre Fugen zurück. Die Natur erlag unter der plötzlichen Zusammenziehung, und Don Juan fiel ohnmächtig hin. Mit fürchterlicher Stimme rief nun der Mönch: Unmenschen! fort mit euren blutigen Händen vom Unschuldigen, und bereitet eure Folter für den Schuldigen! Denn sehet — und damit warf er seine Kutte zurück — sehet hier den Vater und den Mörder der Josephe! —

Die ganze Versammlung fuhr vor Entsetzen auf; die Richter standen da, wie vom Wetter gerührt, und selbst die Folterknechte hefteten ihre düstern Augen voll Grauen auf den Mönch.

Wollt ihr, sagte er zu den Richtern, mein Bekenntniß vernehmen, unterdeß eure Büttel ihre Folter für den abscheulichsten Verbrecher, der je auf derselben ausgespannt war, bereiten, so hört mich! Wo nicht, so fangt nur ohne weitere Untersuchung zu foltern an, und weidet euch nach Lust an

menschlichen Qualen, die für diesmal wenigstens gerecht und verdient seyn werden.

Redet! sagte der ältere Richter.

Dieser unschuldige Märtyrer, der jetzt ohne Empfindung vor mir liegt, sagte der Mönch, ist der Sohn eines vortrefflichen Mannes, welcher einst mein theurester Freund war. Er wurde, als ein Kind, meiner Fürsorge anvertrauet, unterdeß mein Freund in seinen Handlungsangelegenheiten nach Brasilien gieng, wo er zwanzig Jahre blieb, ohne Portugall ein einzigesmal zu besuchen. Unterdeß übermachte er mir viele grosse Summen Geldes für seinen Sohn; und der höllische Gedanke, welchen die Dürftigkeit meiner Umstände und meine Neigung zu einer ausschweifenden Lebensart mir eingab, stieg in meiner Seele auf, das Eigenthum meines Zöglings zu meinem eigenen Nutzen zu verwenden. Ich theilte diesen Gedanken meiner unglücklichen Frau mit, die jetzt vor ihrem Richter steht; und ich muß ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu gestehn, daß sie sich meinen Absichten eine Zeitlang standhaft widersetzte. Indeß bewieß sich das Glück immer ungünstiger gegen mich, und mein Kredit sank mit jedem Tage mehr;

Verderben nahete sich mir mit schnellen Schritten, und nichts konnte mich von unmittelbarer Schande retten, als dieß schändliche Mittel.

Ueberredungen, Drohungen und der Drang der bevorstehenden Noth besiegten endlich die Tugend meiner Frau, und sie willigte in den Betrug. Wir wurden eins, das Kind als den Sohn eines weitläuftigen Verwandten unsers Namens an Kindesstatt anzunehmen. Ich unterhielt eine Korrespondenz mit dem Vater durch falsche Briefe, die ich im Namen seines Sohnes schrieb, und machte von den Summen, die ich aus Brasilien erhielt, einen glänzenden Aufwand. Don Juans Vater starb endlich, und vermachte mir, im Fall sein Sohn ohne Erben sterben sollte, sein ganzes Vermögen. Ich war bereits so weit im Verbrechen gegangen, daß die Versuchung, worein dieser Vorfall mich führte, keinen Widerstand in meiner Seele fand; ich beschloß, dieß Hinderniß, das meinem Ehrgeitze noch entgegen stand, aus dem Wege zu räumen, und that meiner Frau den Vorschlag, uns den Besitz dieses Schatzes, welchen das Glück uns gleichsam vor die Füße gelegt hatte,

durch Ermordung des Sohnes, zu sichern. Mit Entsetzen bebte sie vor dem Gedanken zurück, und ihr Gemüth war darüber eine Zeitlang in einem so verwilderten Zustande, daß ichs nicht wagte, den Angriff zu erneuern.

Nach einiger Zeit kam der Agent des Verstorbenen aus Brasilien nach Lissabon, und da er um meine Korrespondenz wußte, so wurde es nun schlechterdings nothwendig, dem Don Juan zu entdecken, wer er sey, und was für ein Vermögen ihm von Rechtswegen zukomme. In dieser Krise, auf der einen Seite von Entdeckung der Schande bedroht, und auf der andern durch Habsucht, Stolz und den Teufel versucht, bewog ich endlich meine widerstrebende Frau zur Theilnehmung an meinem Verbrechen, und wir thaten das Gift in den Trank, der unserer Meinung nach für den Don Juan, in der That aber für unser eigenes Kind bestimmt war. Sie nahm ihn; der Himmel schüttete seine Rache über unsern Kopf aus, und wir sahen unsre Tochter in den schreklichsten Quaalen vor unsern Augen sterben, mit dem bittern Vorwurfe eines doppelten Mordes; denn das Kind, welches sie unterm Herzen trug, lebte schon.

Giebt es Worte in der Sprache, unsern Jammer auszudrücken? Giebt es Qualen, welche mit denen, die wir empfanden, zu vergleichen sind? — Wunderbar war der Kampf der Natur mit dem Herzen unserer sterbenden Tochter; sie beweinte uns, sie tröstete, ja, sie verzieh uns. Wir entdeckten nun unverzüglich dem Don Juan unser Verbrechen, und beschworen ihn, uns die Strafe anzuthun, welche die Gerechtigkeit erforderte, und unsre Verbrechen verdienten. In diesem Augenblicke beschwur unsre Tochter den Don Juan mit ihren letzten Athemzügen aufs feierlichste, ihre Eltern nicht durch Entdeckung des Geschehenen, einer schmählichen Hinrichtung auszusetzen. Er versprach es; und ach! nur zu edel, zu großmüthig hat er sein Wort gehalten! Sehet da, er stirbt als ein Märtyrer der Ehre!

Nicht so bald hatte er mit lauter und wüthender Stimme diese Worte gesprochen, als der unglükliche Don Juan einen tiefen Seufzer hohlte, ein zweiter war im Begriffe zu folgen, aber der Himmel konnte die Qualen der Unschuld nicht länger dulden, und endigte seine Leiden auf immer.

Der Mönch hatte seine Augen, starrend von Entsetzen, auf ihn geheftet, und indem er beim letzten Athemzuge des Lebens seine zerstümmelten Glieder von sich streckte, rief er aus: Ungeheuer! möge Gott diesen Mord am Tage des Gerichts euren Seelen vergelten! Sein Blut komme über euren Kopf! O! sollte der Zorn des Himmels durch meine tiefe Zerknirschung noch nicht besänftigt seyn, so wird mitten in den Flammen meine jammervolle Seele einigen Trost in dem Gedanken finden, daß Ihr an den Qualen derselben Theil nehmt.

Nachdem er dieß mit kaum menschlicher Stimme gesprochen hatte, stieß er sich ein Messer ins Herz, stürzte auf Don Juans Leichnam hin, und verschied.

Der Marquis von Vezins.

Was hier erzählt werden wird, gehört ebenfalls zu den ausserordentlichen Begebenheiten, die man eher für einen Roman, als für eine wahre Geschichte halten wird. Es ist ein gedrängter Auszug aus den Schriften des Herrn von Maurier, dessen Nachrichten um so weniger zu bezweifeln sind, da er zum Theil selbst Zeuge des Geschehenen war.

Franz de la Noue, der Eisenarm, dem sein Geist und Heldenmuth Unsterblichkeit erwarben, hatte seine Schwester an einen sehr reichen und angesehenen Edelmann in Anjou, Herrn von Vezins, verheirathet. Sie gebar in fünf Jahren einen Sohn, und zwei liebenswürdige Töchter, und starb in ihrer Blüthe. Die Sage gieng: eine von ihren Kammermädchen habe den Tod des

vortrefflichen Weibes beschleuniget, um Vezins Hand — sein Herz besaß sie längst — des Geliebten Hand am Altare zu erhalten. Nicht lange, so war das Kammermädchen seine Gattinn, und bald Mutter. Um das ganze Vermögen ihres Gemahls zu erbeuten, entschloß die Barbarinn sich, die Kinder seiner ersten Ehe heimlich an einen englischen Handelsmann zu verkaufen. Die Hauptbedingung war, das verhaßte Kleeblatt so wegzuschaffen, daß keines dem Vater je wieder zu Gesichte käme. Die drei Unglücklichen wurden auf die Jersei- und Guernsei-Insel gebracht. Sie rührten den menschlichen Käufer. Das älteste der Mädchen gefiel seinem Sohn, der Sohn ihr. Sie wurden früh ein Paar. Auf die jüngere wendete der Edle so viele Sorgfalt, als wäre sie sein eignes Kind. Dem Knaben fiel ein ungünstigeres Loos zu. Da er ihm die Erziehung eines Edelmanns nicht geben konnte, ließ er ihm das Schusterhandwerk in London erlernen.

Der junge Vezins, hohen Geistes und guten Herzens, gewöhnte sich, aber schwer, an seinen neuen Stand. Er mußte der Noth gehorchen. Sein Meister war gut,

und mit seiner Arbeit vorzüglich zufrieden. Alle Standespersonen beiderlei Geschlechts wollten vom berühmten Vezins bestiefelt und beschuht werden. Der Marquis von St. Herem war damals auch in London, um bei der Königinn Elisabeth als Gesandter Heinrichs, Königs von Navarra, geheime wichtige Staatsgeschäfte zu vollziehen. Er berief den überall genannten Vezins, und erstaunte bei seinem Eintritte über die Schönheit, die interessante Phisiognomie, und den Anstand dieses jungen Mannes. Seine Tochter, die zufällig ins Zimmer kam, blieb verwundernd stehen. Ein Schuster, und so viel Grazie, und Größe! Mit diesem Augenblicke war ihr Herz dahin. Sie fühlte Liebe für diesen reizenden Jüngling, unüberwindliche Liebe. Laß dir auch Schuhe anmessen! sprach ihr Vater. Sie erröthete, wollte nicht. Er wiederholte sein Wort. Sie mußte niedersitzen. Blut überzog ihr Gesicht, ihre Adern durchströmte Glut, als Vezins das Maaß nahm, sie zärtlich anblickte, seiner nicht mehr mächtig war, und zitterte. Meine Tochter ist nicht so fürchterlich! sagte Herem scherzend. Warum zit-

tern? — Vezins entschuldigte sich mit dem Respekte, den das Fräulein ihm einflößte. So gieng er, voll Liebe sein Herz — ach! voll hoffnungsloser Liebe. Wer bin ich, dachte er, und wen lieb' ich? — Vergiß das nicht, Unglücklicher, und ersticke eine Leidenschaft, die Verderben über dein Haupt brächte. Er wähnte sich geheilt, weil ers wünschte.

Sollte er nun die Schuhe selbst hintragen, und sich neuen Gefahren aussetzen! Nein, aber er beredete sich: niemand als er, könnte wohl diese Kommission übernehmen, ohne gegen die Schicklichkeit anzustoßen. Im Grunde entschied seine Liebe, ja die schöne Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen. „Ich muß hin! — ich sehe vielleicht die Vortreffliche zum letztenmale — und wenn ich dem Engel — gefiele? „Wie klopfte sein Herz gewaltiger, und immer gewaltiger, je näher er dem Gemache seiner Geliebten trat. Ihr rührender Ton, das Wechseln von Röthe und Blässe, der unruhig umherschweifende Blick, und eine sanfte Melancholie, diese Verrätherin ihrer geheimen Liebe, trugen nur dazu bei, die natürlichen Reitze seiner Holden zu erhöhen. Vezins Forschungen entgieng

nichts. Sie liebt mich! war sein Triumphgedanke. De la Noue, der Freund ihres Vaters brach auf einmal die Unterredung im Nebenzimmer ab, und sagte: Dieser junge Mensch — wahrhaftig! — ganz die Züge, die Gestalt, die Größe meines Schwagers Vezins! Bescheiden gab Vezins zur Antwort, daß er den nämlichen Namen führe, und ein Franzose sey. De la Noue schien wenig darauf zu hören, aber desto stärkern Eindruck machte diese Aeußerung auf die liebende St. Herem. Sie zweifelte nun keineswegs, daß Vezins von einer altadelichen Familie abstamme. Nun konnte sie sichs erklären, warum in seinem Wesen sich Hoheit und Anmuth so zauberisch vereinbarten. — Sie rechtfertigte gleichsam ihre Gefühle vor sich selbst. Die Natur wäre sehr unvollkommen, wenn sie Empfindungen in uns aufregte, welche die Tugend verdammt, welche die Natur uns lehrte. Vezins mit Ahnen ist meiner würdig, Vezins ohne Ahnen noch würdiger — durch seine Gaben, sein Verdienst. Sie kämpfte lange, aber die Leidenschaft gewann den Sieg. Mit unaussprechlichem Entzücken vernahm endlich Vezins das Geständniß der

Liebe aus ihrem Munde. Sich ihrem strengen jähzornigen Vater mit dem Lieblinge ihrer Seele zu Füßen zu werfen, wagte sie nicht. Sie flohen nach Genf zu de la Noue, und flehten auf den Knien um seinen Schutz. Ihre Thränen erweichten ihn. Vezins ward, um es kurz zu erzählen, im Kurzen durch de la Noues Verwendung als gesetzmässiger Erbe des Marquis de Vezins anerkannt, und in alle Rechte dieser berühmten Familie feierlich eingesetzt, die satanische Stiefmutter aber gestraft, und vor aller Welt verabscheuet.

Der Marquis von St. Herem erfuhr endlich den Zufluchtsort seiner Tochter, eilte hin, und — man denke sein Erstaunen! — fand die Bebende gar in de la Nouens Haus, und neben ihr seinen Schustergesellen. Die Entwicklung der Geschichte läßt sich errathen. De la Noue bat, erläuterte, verwieß ihn auf die Machtsprüche des Raths und Parlaments zu Anjou. Das verliebte Pärchen erweinte sich Verzeihung, und durfte bald am Altare — o wie gern! — den Bund ewiger Liebe sich schwören. — Nach seiner Vermählung reißte Vezins unverweilt mit seiner Gattinn ab, seine Schwestern abzu-

finden. Die ältere lebte glücklich mit dem Sohne ihres Wohlthäters. Nicht so die jüngere. Ihr Gatte war Granneweld, der unglückliche Sohn des noch unglücklichern berühmten Barneweld.

Marquise von Spadara.

Das Unglück, welches im Jahr 1783 durch das Erdbeben über Sicilien gebracht wurde, gab ein sehr rührendes Beispiel mütterlicher Liebe; besonders wird das Herz der Mütter bei dieser Schilderung sich getroffen fühlen und Niemand wird dem edlen Weibe eine Thräne versagen können.

In dem Augenblicke, als Messina einen von den schrecklichen Stössen erlitt, welche aus dieser Stadt beinah einen Steinhaufen machten, suchte unter der Menge unglücklicher Schlachtopfer, die sich nach dem Hafen flüchteten, sich auch der Marquis von Spadara, einer der Vornehmsten aus der Stadt, zu retten; kaum hatte das Erdbeben sich spüren lassen, so verlohr seine Gattin vor Schrecken den Gebrauch der

Sinne, und ihr Gemahl trug sie ohnmächtig in seinen Armen fort; er erreichte eine Barke, wollte sich und seine Gemahlin vor der gänzlichen Zerstörung in Sicherheit setzen, die seinem Vaterlande drohete. Mittlerweile schlägt die Dame ihre Augen wieder auf und schreiet: „Wo ist mein Sohn? — wo ist mein Sohn? — er ist ja nicht bei uns!“ — Der Marquis antwortete ihr, daß er kaum Zeit hatte, sich mit ihr zu beschäftigen, und daß man der Fürsehung die Sorge überlassen müßte, über dieß unglückliche Kind zu wachen. — Man sieht wohl, daß Sie keine Mutter sind, — versetzte die gute Frau, und reißt sich aus den Armen ihres Gemahls, stürzt fort, und will wieder umkehren. — — Der Marquis beschwört sie, zu bleiben, er wirft sich ihr zu Füssen, küßt sie, benetzt sie mit Thränen. — Es ist vergebens! „Ich will meinen Sohn retten, oder mit ihm sterben!“ — Der Marquis sah sich endlich genöthigt, Gewalt zu brauchen, um sie zurück zu halten. Er vertraute einem seiner treuesten Bedienten die Aufsicht über sie an, und man widersetzte sich allen ihren Bemühungen.

Doch diese allzuzärtliche Mutter ergriff einen günstigen Augenblick, wo ihr Gemahl sich mit den Einrichtungen zu ihrer Einschiffung beschäftigte, entwischte, und eilte mit geflügeltem Laufe ihrem Hause zu, welches noch mitten unter dem Schutte benachbarter Gebäude unversehrt stand; sie lief hinein, und stürzte sich auf die Wiege ihres Kindes. Das unschuldige Geschöpf schlief ganz ruhig, während die Natur rings um ihn her fürchterlich tobte. Endlich erwachte es, und lächelte seiner Mutter entgegen, reichte ihr sogar seine kleinen Händchen dar, als wollte es sie umarmen; die Marquisin nimmt es schnell in ihre Arme, und konnte es nicht genug an ihr Herz drücken, bedeckte es mit Küssen und mit Thränen, schnell flog sie mit diesem kostbaren Schatze davon, kam auf die Treppe, diese wankte, und stürzte ein, und die Dame eilte wieder ihrem Zimmer zu. Das Haus erbebte, die Decken der Zimmer zerspringen, stürzen herab, die Unglückliche läuft in der Todesangst wieder aus einem Gemache in das andere, ihr folgt das Erdbeben allenthalben nach. Flammenströme vereinigen sich mit der schrecklichen Geissel, sie steigen, und ergreifen die un-

glückliche Mutter, die nichts mehr sah, für nichts mehr lebte, als für ihren Sohn; ihr blieb kein Zufluchtsort mehr, als ein einziger Erker, sie eilte hin mit zerrissenen Haaren, ausser sich vor Schmerz stieß sie herzdurchschneidende Seufzer aus, zeigte ihren Sohn dem Volke: — „Freunde! Freunde! um Gotteswillen rettet mein Kind!" — man hörte sie nicht, sah nicht. In diesen schrecklichen Augenblicken der Zerstörung vereinzeln sich alle Menschen, denken nur auf ihre eigene Rettung; alle Bande der Gesellschaft sind zerrissen; keine Eltern! keine Frunde! keine Menschlichkeit mehr! Die unglückliche Mutter fällt endlich mitten in die Flammen, ihr Kind im Arme, ihren Mund auf seinen Lippen; ihr letzter Schrei war: mein Sohn!

Mara.

Elisabeth Mara, unstreitig eine der grössten und berühmtesten jetzt lebenden Sängerinnen, wurde zu Cassel im Jahr 1750 geboren. In der zartesten Kindheit brachte sie ihr Vater, welcher Schmehling hieß, und auch ein Tonkünstler war, nach London, wo sie die Violine lernte, und sich damit schon im zehnten Jahre vor der Königin hören ließ. Auf Anrathen einer Hofdame legte sie aber dieses Instrument bei Seite, und wurde dem Unterrichte eines alten Castraten, Paradisi, übergeben, unter dessen Leitung sie sich schon im vierzehnten Jahre als Sängerinn bei Hofe mit grossem Beifall hören ließ.

Nach einigen Jahren reiste ihr Vater mit ihr nach Cassel zurück, und von da, wo man sie eben keiner grossen Aufmerksamkeit würdigte, im Jahr 1766 nach Leipzig.

wo sie beim Concert als erste Sängerin engagirt und der Gegenstand allgemeiner Bewunderung ward. Im Jahr 1767 erhielt sie den Ruf an den Hof nach Dreßden, um in einem am Geburtstage des Fürsten aufzuführenden Stücke eine Rolle zu übernehmen. Die verwittwete Churfürstin, Maria Antonia, selbst eine grosse Kennerin der Musik, erzeigte ihr die Ehre, sie noch vorher in der Action zu unterrichten, und Demoiselle Schmehling reiste nach Beendigung dieser Vorstellung geehrt und belohnt zu Anfang des Jahrs 1768 nach Leipzig zurück.

Hier bildete sie sich noch einige Jahre unter Hillers Anleitung, und ward zugleich Virtuosin auf dem Klavier, bis sie endlich im Jahr 1770 nach Potsdam berufen wurde. — Friederich der Zweite, welcher bekanntlich deutschen Sängerinnen nicht hold war, hatte sich doch endlich durch die Schmehling'schen Bewunderer bewegen lassen, sie zu berufen, wollte aber das Concert bloß im Nebenzimmer abwarten. Kaum hatte Demoiselle Schmehling angefangen zu singen, als sich der König immer mehr nahete, und endlich mit ge-

spannter Aufmerksamkeit dicht an sie anrückte. Nach geendigter Arie lobte er sie laut, fragte aber, ob sie sich eine andere Arie vom Blatte zu singen getraue? Er gieng auf ihr Bejahen in sein Kabinet, suchte eine der schwersten Arien aus, die sie denn so wie alle übrigen, die er ihr nach und nach vorlegte, mit der größten Fertigkeit und Leichtigkeit sang. Sie wurde sogleich mit 3000 Thaler engagirt, und trat im Jahr 1771 in Berlin in Hassens Intermezzo: Piramo e Tisbe zum erstenmahle auf, wo sie mit Conciliani um den Preiß wetteiferte. Hier bildete sie sich nun zugleich an Conciliani's und Porpora's Seite zur empfindungsvollen Adagio-Sängerinn und guten Aktrice, genoß zwei Jahre lang die Bewunderung des Publicums, wurde aber durch ihre Verbindung mit dem berühmten Violoncellisten Mara im Jahre 1774, unzähligen Verdrießlichkeiten unterworfen, die selbst auf ihren Charakter Einfluß gehabt haben sollen. Sie wußte sich zwar mit ihrem Gatten, der sich sehr oft die Ungnade des Königs zuzog, durch ihre außerordentliche Kunst immer wieder zu behaupten; endlich aber kam es doch so weit, daß ihr der

König, nach einigen vereitelten Versuchen von ihrer Seite den Abschied zu erlangen, im höchsten Unwillen 1780 den Abschied selbst gab, worauf sie nach Sachsen, auch wieder nach Leipzig, und im Jahre 1782 nach Wien, von da aber durch die Schweitz nach Paris reiste, 1783, wo selbst die Todi, bis dahin der Gegenstand der höchsten Bewunderung der Franzosen, an der Mara eine überwiegende Nebenbuhlerin fand, und wo sie den Titel: Erste Concert-Sängerin der Königin erhielt.

Im Jahre 1784 gieng sie wiederum nach London, wo sie mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen wurde, und gleich Anfangs für dreizehn Abende im Pantheon-Concert 1000 Guineen erhielt. Seit ihrer Ankunft wurde auch alle Jahre das berühmte Concert Händeln zu Ehren veranstaltet, wo die Mara allemal die erste Sängerin war, auch wurde sie im Winter 1785 und 86 am Londner Operntheater angestellt.

So einstimmig auch die Lobeserhebungen von ihr als Künstlerin waren, so groß sind die Klagen über ihren Eigensinn gewesen, den man wenigstens in England, be-

sonders auch in Oxford, auf sehr ernstliche Art geahndet hat. Dennoch scheint bis jetzt immer noch London hauptsächlich ihr Aufenthalt zu seyn, ungeachtet sie seitdem mehrere Engagements von da abgerufen, aber nicht lange zurück gehalten haben, z. B. in Jahre 1788 nach Turin, und späterhin nach Venedig.

Im Jahre 1789 schien es Deutschland, und namentlich Berlin, wohin sie wieder engagirt werden sollte, aufbehalten zu seyn, diese große Sängerin noch einmal zu hören, allein wegen anderer eingegangener Verbindungen ist diese Hoffnung wieder vernichtet worden. Sie hat zu London noch im Jahre 1793 im Salomons-Concert mit dem gewohnten Beifall gesungen, und auch im Jahre 1796 an einigen großen allgemeinen Concerts zu Birmingham und Gloucester zur Unterstützung armer Predigerwittwen Antheil genommen.

Der Ruhm dieser großen, fast einzigen Sängerin gründet sich nicht bloß auf die Stärke und Fülle ihres Tons und auf den außerordentlichen Umfang der Stimme, sondern auch auf die bewundernswürdige Leich-

tig-

tigkeit, Schnelligkeit und Ründung der Passagen, womit sie in den schwierigsten Stellen so in Erstaunen und Entzücken setzt, daß sie oft mitten im Gesang durch lauten Beifall unterbrochen wird. Mit ausserordentlicher Anmuth und Empfindung trägt sie das Adagio vor, und unaussprechlich soll der Eindruck seyn, den sie beim Gesang der Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," bei der Aufführung des Händel'schen Messias hervorbringt. Ton, Geschmack, Umfang, Ausdruck, Feinheit, Anmuth, Bestimmtheit, kurz, alle Eigenschaften, welche eine treffliche Sängerin bezeichnen, sind in ihrem Gesange wunderbar verwebt.

Wir müssen auch noch etwas von ihrem Privatcharakter anführen, der bei allen, die sie wirklich kennen, in der größten Achtung steht. Sie ist liebreich, edelmüthig, verständig, voll Leben und Interesse. Jeder, der sie genau kennt, muß an ihrer glücklichen Lage Antheil nehmen, und alle, die ihre vertrauten Freunde sind, sprechen mit Begeisterung von ihr.

Nach diesem kurzen Tribute, den wir den Talenten einer der größten Zierden der musikalischen Welt darbringen, können wir

nicht anders als mit Bedauern daran denken, daß nichts zurück bleiben soll, um der Nachwelt einen Begriff von Mara's Zaubereien zu machen, welche jetzt die Bewunderung von ganz Europa sind; und wir können mit Rechte die Worte eines großen Schriftstellers, die er dem unnachahmlichen Garrik zu Ehren sang, auf eine Frau anwenden, die in ihrer Sphäre eben so groß ist:

Nur schwaches Wortlob bürgt für ihr Gedächtniß
Und keucht ohnmächtig ihrem Fluge nach;
Verhüllt sind ihre süssen Zaubertöne,
Kein Nachbild — ach! kein Denkmal ihrer Seele
Bleibt hinter ihr zurück! —

Karschin.

Diese berühmte Dichterin, eine Zierde der deutschen Litteratur, verdient wegen ihrer Lebensgeschichte sowohl, als wegen der originellen Ausbildung ihres Geistes, daß ihr auch in dieser Sammlung ei. Denkstein geweiht werde. Ihr Schicksal ist so merkwürdig, daß die Erzählung desselben jenes Interesse hat, das sonst nur eine zur Unterhaltung erdichtete Geschichte zu haben pflegt.

Der Tag ihrer Geburt war der 1. Dezember des Jahrs 1722. Ihr Vater Dürrbach war Gastwirth und Bierbräuer auf einer einsam gelegenen Mayerey unweit Schwiebus an der Schlesischen Grenze, und der angesehnste unter den sieben Einwoh-

nern des Orts. Ihre Mutter, die Tochter eines Försters, war unter den Fräuleins von Rose in dem adelichen Schlosse erzogen, und hatte die Spuren einer bessern Erziehung behalten. Das kleine Mädchen war ein stilles in sich verschlossenes Kind, welches Niemanden Beschwerden verursachte, unter den Bänken der Gaststube umher kroch, oder ruhig wie in Trauer vor sich hinsah, und so bis in ihr sechstes Jahr aufwuchs. Um diese Zeit wurde ihre Mutter Wittwe, und mußte nun die ganze Wirthschaft besorgen; an den Unterricht des Kindes konnte gar nicht gedacht werden, denn es war in der ganzen Gegend keine Schule, und selbst die Kirche war über eine Meile weit entlegen. Glücklicher Weise nahm sie jetzt ihr Onkel zu sich, der an der Polnischen Grenze ein studirter Amtmann war, und an seiner kleinen Enkelin, wegen ihres guten Gedächtnisses, Gefallen fand. Aber ihr Genie und die Fortschritte, die sie hier unter den Augen ihres Onkels in den Anfangsgründen des menschlichen Wissens machte, brachten die Mutter auf den Gedanken, welchen nachher die Erfahrung nur allzu sehr bestättigte, daß sie gar nicht für die Hauswirthschaft sorgen

würde, sie wurde also dem Onkel weggenommen und mußte drei Jahre lang im mütterlichen Pachtgute die Kühe weiden. Mit Vergnügen erinnerte sie sich noch späterhin dieser Hirtenjahre und ganz unstreitig hatten sie einen großen Einfluß auf die Entwickelung ihres Geistes. Das Originelle der Bilder, das man mit Recht in den mehrsten ihrer guten Gedichte bewundert, hatte unstreitig seinen Ursprung in diesem einsamen langen Beschauen und Geniessen der Natur zu allen Jahrszeiten und unter allen Gestalten. Bald darauf machte sie auch auf der Flur Bekanntschaft mit einem sehr belesenen Hirtenknaben, der sie von Zeit zu Zeit mit verschiedenen, meisten Theils schlechten Büchern versorgte. Im Sommer las er ihr die Bücher auf der Weide vor, und wenn der Winter kam, brachte er ihr Bücher ins Haus, die sie im Garten hinter einem Hollunderstrauch, oder auch unter ihrem Kopfkissen verbarg, und verstohlen las. Auch ging sie in das väterliche Haus des Hirten, so oft sie sich dahin stehlen konnte, und las die Bücher bei ihm selbst.

Luise war nun in ihrem sechzehnten Jahre, und unter mehrern Freiern, die sich

um sie bewarben, wurde ein junger Tuchweber aus Schwiebus, mit Nahmen Hirsekorn, ihr Mann. Sie hatte ihren Bräutigam vorher nie gesehen, willigte aber doch gehorsam ein, und zog sich in der Ehe mit diesem geitzigen, zänkischen und mürrischen Mann unabsehbare Qualen zu, die sich erst nach eilf Jahren durch eine Scheidung endigten, durch welche sie ihre ganze Mitgabe verlohr und in die äußerste Armuth versetzt wurde. Sie irrte nun auf ein nahes Dorf, das zwischen Schwiebus, wo ihr Mann, und zwischen Tirschtigel, wo ihre Mutter wohnte, lag, und blieb daselbst; denn zu ihrer durch die dritte Ehe so unglücklich gewordenen Mutter durfte sie nicht zu gehen wagen. Sie schrieb an sie und wurde dann und wann von ihren Stiefbrüdern besucht, auch von ihrer Schwiegermutter, welche die Härte ihres Sohnes verabscheute, — etwas unterstützt.

So verstrichen drei Vierteljahre in einem leidlichen Zustande, als ein Schneider, Nahmens Karsch, der auf sein Metie reisete, in der Schenke des Dorfes einkehrte. Er lernte die junge Frau und ihre Schicksale kennen, fühlte Mitleiden, und trug ihr

an, sie zu heurathen, um durch seinen Nahmen wenigstens das Andenken an die Scheidung auszulöschen, wenn er sie auch sonst nicht glücklich machen könnte. Der Dichterin war sein Antrag zuwider, seine Physiognomie mißfiel ihr im höchsten Grade, und sie sah es ihm an, daß die Neigung zum Trunk schon seine Gesichtszüge verstellt hätte; aber da sie aus ihrer Lage gerissen zu seyn wünschte, wagte sie es doch nicht, ihm gerade zu eine abschlägige Antwort zu geben, sondern wies ihn an ihre Mutter, die eine Freude darüber hatte, den Schimpf ihrer Tochter geendet zu sehen, sogleich ihre Einwilligung gab, und nun durch Beredung und Drohung die Tochter zu dieser Heurath zwang. Sie ließen sich zu Fraustadt in Polen nieder, und wurden getraut.

Sie mochte etwa 28 Jahr alt seyn, als sie diese zweite Heurath schloß. Ihre Ehe würde erträglich gewesen seyn, wenn Karsch den Trunk gelassen hätte; denn er war in seiner Profession nicht ungeschickt, aber durch die beständige Trunkenheit wurde er zu aller Arbeit unbrauchbar. Die wenigen Stunden seiner Nüchternheit war er leidlich, obgleich

immer seine widrige Bildung sein böses Gemüth ankündigte. Da nun Luise durch Briefschreiben und Nähen ihn ernähren half, so glaubte sie um so mehr, ihm mit Recht Vorwürfe über seine Unmäßigkeit machen zu können; und so war es nach dem ersten halben Jahr eine unglückliche Ehe, in der sie lebten, ohne daß es jetzt schon zu Mißhandlungen kam; denn er liebte wirklich seine Frau. Nach zwei Jahren kam sie mit einer Tochter nieder; ihr Mann ergab sich dem Trunke immer mehr, und sie ward nun so arm, daß sie sich und ihre Kinder nicht mehr sättigen und bekleiden konnte; ja es kam allmählig dahin, daß ihr betrunkener Mann sie nun auch mißhandelte, mit dem Messer auf sie los ging und wirklich auch einstmahls an der Schulter verwundete.

Auf diese Art lebte sie einige kummervolle Jahre in Fraustadt, dürftig genährt von ihrer bereitwilligen Muse. Sie machte, wo sie nur konnte, Gelegenheitsgedichte und Glückwünsche, reiste so gar viele Meilen weit im Lande umher und deklamirte aus dem Stegreif Verse, erwarb sich auch dadurch bald allgemeine Bewunderung und vieles

Geld, welches jedoch ihr Mann sogleich wieder verthat. Sie wandte sich mit ihrem Manne von Fraustadt nach Grosglogau; aber ihre Armuth nahm immer mehr zu; und ihr einziger Trost war, daß sie in den dasigen Buchladen classische Schriften studieren konnte. Sie entfernte sich darauf von ihrem Manne, und der Baron von Kottwitz war so großmüthig, sie mit sich nach Berlin zu nehmen, und mit Kleidung und allen Bedürfnissen reichlich zu versehen.

In Berlin eröffnete sich die glänzendste Periode ihres Lebens. Ihr Geist bekam einen neuen Schwung; man zog sie in die größten Gesellschaften, und bat sie, Gedichte sogleich niederzuschreiben, welches ihr jedesmahl vortreflich gelang. Ramler, Sulzer, Krünitz und andere unterstützten sie; — Gleim, der Freund ihres Schicksals, gab ihre Gedichte im Jahr 1763 heraus, und verschaffte ihr dadurch 2000 Thaler; sie bekam von den Grafen von Stollberg und andern ansehnliche Jahrgelder: allein alles dieß reichte nicht zu, sie selbst, zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II., der ihr eine Pension versprochen hatte,

hielt nicht Wort; und als er ihr einst zwei Thaler zugeschickt hatte, schickte sie ihm dieselben mit folgenden bekannten Versen zurück:

Zwei Thaler giebt kein großer König,
Denn die vergrößern nicht mein Glück;
Nein, sie erniedern mich ein wenig,
Drum geb ich sie zurück.

Als aber König Friedrich Wilhelm II. zur Regierung kam, ließ er ihr ein einträgliches Haus bauen. Allein sie konnte dieses Glück nicht lange geniessen, denn sie starb am 12. October 1791 zu Berlin in einem Alter von 69 Jahren an einer Entkräftung.

Bei allen den Schwächen, die aus dieser Erzählung ihres Lebens zu erkennen sind, die denjenigen Personen, welche lebhaften Antheil an ihrem Glücke nehmen, die Freundschaft mit ihr erschwerten, und für welche sie selbst hart genug büßte, besonders dadurch, daß sie in litterärischer Rücksicht das nicht wurde, was sie ihren ungemeinen Anlagen zu Folge werden konnte, — bei allen diesen Schwächen erkannte man ein-

stimmig in ihr ein sehr mitleidiges Herz, eine unermüdete Gefälligkeit, eine fortdaurende Dankbarkeit, große Offenheit und Wahrheitsliebe. — Zwar hat sie die musterhaften neuern oder auch gleichzeitige Dichter unserer Nation nicht erreicht, viele Stellen in ihren Gedichten sind alltäglich oder prosaisch; indeß muß man, um gerecht zu seyn, bedenken, daß sie sich im Anfange blos durch sich selbst und nach schlechten Mustern bildete, und daß drückende Armuth sie nöthigte, mit der größten Geschwindigkeit Tag und Nacht Gedichte zusammen zu setzen. — Sie schrieb in dem letzten Drittel ihres Lebens alles in Reimen, alle ihre Freundschafts- und Geschäftsbriefe; sehr oft wurde sie von andern ersucht, Bittschriften aufzusetzen, und so ward sie die Stimme und das Organ vieler Bedrängten. Dergleichen Reimereien verdienten nicht mehr den Nahmen von Poesien, und durch ihre Vernachläßigung aller Kritik kam es dahin, daß ein Unbefangener, der noch nichts von ihr wußte, ihre Stücke aus der bessern Periode und dergleichen Reime unmöglich für Produkte von demselben Geist halten könnte, wenn sie ihm vorgelegt würden. Ihre bessere Geisteswerke hat nach ihrem Tode im Jahre

1792. ihre Tochter, die Frau von Klenke, weit vermehrter als ehedem Gleim, zu Berlin, und zum zweiten Mahl im Jahr 1797. nebst ihrem Lebenslaufe herausgegeben.

Swift.

Swifts unsterblichen Geist zu charakterisiren — würde eine eigene Schrift erfordern. Addison und Pope, beide Richter von der höchsten Competenz, nannten ihn das größte Genie seines Zeitalters; und so ist er auch von Bolingbrocke, und den Politikern betrachtet worden. Im historischen, politischen, romantischen, und poetischen Felde, hat er Meisterstücke für alle Zeiten aufgestellt, und mit höchster Klarheit, Popularität, Präcision, eine bewunderungswürdige Tiefe und Gründlichkeit vereinigt. Die Häupter aller Partheien fürchteten den Talisman seiner Flugschriften mehr, als die Waffen ihrer Feinde. Seine Geschichte der letzten Regierungsjahre der Königinn Anna ist — nach Sprache und Inhalt, im historischen wie im philosophischen Betracht —

ein klassisches Werk. Er verband Welt- und Bücherkenntniß in einem höchst seltenen Grade mit einander, und hatte seinen Genius groß gezogen auf dem alten klassischen Boden. Daher war er seinen gelehrten Gegnern so sehr überlegen; und daher wirkten seine Schriften so mächtig auf sein Vaterland. Was er schrieb, war nicht aus Büchern, sondern aus den Tiefen seiner eigenen goldhaltigen Seele geschöpft. Es half ihm nichts, seinen Nahmen überall hinwegzulassen. Man erkannte den Löwen sogleich aus seinem Fußtritte.

Im Erfinden — welches Gerard fast ganz mit dem Genie identificirt, war er ein Riese, und hat unter den alten und neuern Scribenten keinen seines Gleichen. Man stößt unter seinen Fictionen oft auf Ideen und Bilder, die schwerlich je in eines Menschen Kopf gekommen, und von so entlegener Eigenthümlichkeit sind, daß man oft mitten im Interesse des Lesens stille stehen, und ihn wie ein Wesen aus einem höhern Planeten anstaunen muß. Wenn andere Dichter und Novellisten ihr Hauptverdienst darinn setzen, alten und schon vorhandenen Stoff heraus zu heben, und ihn mit allen Zaubern

ihres Talents zu umgeben; so erfand sich Swift selbst seinen Stoff, und adelte ihn durch eine Darstellung, welche gleich mächtig auf alle Klassen von Lesern wirkt.

Sein Verstand — durchdrang, wie Sonnenfeuer, alle Arten von Gegenständen, und war eben so schnell, als tief und penetrant. Hier äußerte sich besonders seine Erfindungskraft. Sobald es nemlich darauf ankam, andern eine schwere und tiefliegende Sache begreiflich zu machen; so war Swift alsbald mit einer Parabel, oder einer Erzählung fertig, woraus die Wahrheit, die er sagen wollte, wie der Kern aus der Hülse sprang. — In nichts zeigte sich die Größe seines Verstandes mehr, als daß die verworrensten Materien der Politik sogleich deutlich, und selbst der gemeinen Fassung begreiflich wurden, so wie sie von seinem Munde kamen.

Man hat Voltaire im Punkte des Witzes die Erste Stelle unter den Alten und Neuern eingeräumt: und im Ganzen mag dies wahr seyn. Wenn aber Voltaires witziger Muthwille alle Gegenstände ohne Unterschied umfaßte; so war Swifts Witz unstreitig viel tiefer, schärfer, und korrosivi-

scher; und er schwang in Vergleich mit den übrigen Satyrikern eine Scorpiongeißel, die tief ins Mark eindrang, und auf jeden Schlag Blutfurchen zurückließ. — Daher die allgemeine Furcht aller Stände v r ihm; daher die Stille und Geisterscheu, wenn er in Gesellschaften auftrat. Als er sich auf Mathevs Landgute zum ersten Mahle im großen Speisesaal zeigte, schwieg alles vor ihm — an einem Orte, wo sonst Jovialität die Losung war. — Er selbst gab durch eine drollige Anekdote das Signal zur guten Laune: und nie war die Freude lebendiger und leibhafter unter ihnen.

Diesem Geiste kam ein eiserner Charakter zu Hülfe. Da er alle seine Entschlüsse lange und reiflich überlegte, eh' er sie faßte, so hatte er keinen Begriff davon, irgend einen aufzugeben, oder sich durch einen Zwischenfall davon abtreiben zu lassen. Er verachtete tief die gewöhnliche Kinderschwäche der Gelehrten im Handeln; und hatte seine Willenskraft eben so sorgfältig angebaut, wie die spekulative. Seine politischen wie seine litterarischen, seine gesellschaftlichen wie seine ökonomischen und Lebens-Entwürfe setzte er triumphirend und fast

ohne

ohne Ausnahme durch. Ehrgeiz war seine Leidenschaft, die ihn zu der dornenvollen Laufbahn seines großen Lehrers Temple anspornte. Nachdem er sich aber zum Wesen der Macht und des Einflusses emporgearbeitet hatte, verachtete er die Titel und äußern Zeichen derselben, und blieb nach wie vor der schlichteste, bedürfnißlose Landpfarrer, der sein Gewicht mehr für andere prüfte, als für sich selbst. Auch ohne den Sturz der Torys, auch wenn er seinen Einfluß im Ministerium beibehalten hätte, würde er doch nie für seine Person Beförderungen und Ehrenstellen angenommen, und sich mit einem geistlichen Posten begnügt haben.

Die Ursache dieser scheinbaren Sonderbarkeit war offenbar, weil er den glücklichen Standpunkt des Privatmannes in Beschauung und Bearbeitung der Wahrheit nie verlieren wollte. Mitten unter den verführenden Aussichten und Lockungen in der Nähe des Thrones, erhielt er stets seine Unabhängigkeit aufrecht; ließ sich überall keine Verbindlichkeiten aufladen; machte sich nie zum Sklaven künstlicher Bedürfnisse, und wußte die Minister immer als seine Schuldner zu

erhalten. Wenn sich daher Leidenschaften zwischen ihnen aufwarfen, so war er der einzige, der mit ungetrübtem Auge sah; der sie wieder zusammenbringen konnte, weil er allein kein persönliches Interesse hatte, und bloß für das Beste der Faction arbeitete. Diese Politik war ein theures Vermächtniß seines verewigten Freundes Temple, was dieser wie eine köstliche Reliquie aus dem Schiffbruche seines Lebens gerettet hatte. Swift beobachtete sie unabänderlich, und stand kraft dieses Talismanns, wie ein höheres Wesen mitten im Sturme zwistempörter Rottengeister.

Man hat bekanntlich seinem Charakter häßliche Flecken anzuhängen gesucht, als: Neid, Heuchelei, Wankelmuth, Menschenhaß, Bosheit. Diese Beschuldigungen rühren von seinen erklärten Feinden unter den Whigs her, und sein Biograph Sheridan hat die Grundlosigkeit der meisten davon, wie uns dünkt, sehr einleuchtend dargethan. Undank seiner Freunde, die ihm ihr ganzes Glück zu verdanken hatten; schlechte Belohnung für seine Dienste; Fehlschlag einiger seiner schönsten Hoffnungen; traurige Entdeckungen über die Schwächen und Ge-

brechen der weltgepriesensten Menschen, die er in der Nähe zu beleuchten Gelegenheit hatte; nebst dem Gefühle einer beträchtlichen Ueberlegenheit seines eigenen Geistes und Charakters, — waren wohl die Motive, die ihm eine Art von Verachtung gegen das Menschengeschlecht im Ganzen beibrachten, und seinen spätern Schriften einen so finstern Anstrich gaben. In den frühern findet sich nichts davon, und bis an sein Ende nichts von dieser Misantropie in seinen Handlungen. Vielmehr war er äußerst dienstfertig gegen seine Freunde; nachsichtig und schonend selbst gegen seine Feinde — zu einer Zeit, da es ihm ein Billet kostete, sie zu vernichten; offen, heiter, und mittheilend im Umgange, und im höchsten Grade wohlthätig gegen Arme. Um seine Frömmigkeit nicht sehen zu lassen, gieng er zu London in die Frühkirche; um seine Wohlthätigkeit nicht durch eitles Menschenlob zu entweihen, verschwieg er den Armen stets seinen Nahmen, und einige seiner schönsten Handlungen wurden erst nach seinem Tode bekannt. — Dieser Sonderling verbarg seine Tugend eben so ängstlich, wie Andere ihre Laster, weil ihm das Wesen der Tugend in dem Lohne, den

sie selbst giebt, zu bestehen schien. Er war von Jugend auf ökonomisch, — erst aus Noth, dann aus Grundsatz: lebte aber doch gut; hatte häufig Gesellschaft und Freunde bei sich, und vergab seiner Würde nicht das geringste. Dieser Oekonomiegeist ward bald bei ihm Gewohnheit, und im Alter wurde Geiz daraus — den er selbst voraus sah, und sich von Sheridan warnen ließ; aber zu spät.

Als sein Ruhm einmal fest gegründet war, und er sich von den ersten Männern aus allen Fächern huldigen sah, nahm er eine gewisse Sattheit, oder Sprödigkeit im Verkehr mit Menschen an, die seine erste Bekanntschaft unangenehm und zurückstoßend machte. Er verlangte von Höhern oder Fremden stets die erste Ehre: war diese aber dargebracht, und die Bahn gebrochen; so öffnete sich sogleich seine ganze Seele, und er kam ihnen fast in allen nachfolgenden Schritten zuvor. Der Grund, warum man ihn so allgemein fürchtete, war sein Ruhm, seine bekannte satyrische Ader, und die vielen Anekdoten, so von ihm umherliefen, besonders solche, wo er angesehene Personen an großen Tafeln durch

ein plötzliches Impromptu dem Gelächter Preis gegeben hatte. Dies that er aber nie, wenn er nicht dazu gereitzt worden war, im Gegentheil steckte er manche beissende Replik ein, sobald er sich getroffen fühlte. — Er starb 1745, in seinem 78. Lebensjahre.

Joshua Reynolds.

Dieser wegen der ausnehmenden Vortreff=lichkeit, die er in seiner Kunst erreichte so=wohl, als wegen seines liebenswürdigen Charakters und ausgebildeten Geistes so sehr berühmte Mann, war zu Plympton, ei=ner kleinen Stadt in England, den 16. July 1723. geboren. Sein Vater war Schul=meister des Orts, und wegen seiner Gelehr=samkeit, Menschenliebe und mannichfaltigen Kenntnisse beliebt und geachtet. Er hatte eine sehr zahlreiche Familie und war uner=müdet in der Ausbildung der zarten ihm anvertrauten Seelen, unter denen sich sein Sohn Joshua durch eine glückliche An=lage zum Auffassen und Darstellen, und durch einen natürlichen Hang zum Zeichnen

vor andern auszeichnete. Edler Wetteifer war ein Hauptzug im Charakter des jungen Reynolds: mit Vaterwonne bemerkte dies der Alte, und da er nichts besseres wußte, bestimmte er seinen Sohn für die Kirche, und sandte ihn auf die Universität.

Bald hierauf zeigte sich bei ihm eine überwiegende Vorliebe zum Mahlen, noch dachte er aber nicht daran, diese Kunst als sein Bestimmungsfach zu ergreifen, bis er Richardsons Theorie der Mahlerei in die Hände bekam, die durch alle Elemente seiner weichen offenen Seele drang, und die schlummernden Keime der Begeisterung plötzlich hervorrief.

Nach seinem eigenen ausdrücklichen Verlangen wird er daher nach London geschickt, und ungefähr um das Jahr 1742 dem verstorbenen Hudson in die Lehre gegeben, welcher zwar selbst kein großer Mahler war, doch einige sehr vorzügliche Schüler zog, unter denen Reynolds unstreitig der vorzüglichste war.

Bald nachdem Reynolds den Mahler Hudson verlassen hatte, machte er im Jahr 1749 eine Reise nach Italien. In diesem Garten der Welt, diesem Zaubersitz der Kün-

ste, ließ er es sein Hauptgeschäft seyn, die Schulen der größten Meister zu besuchen, und ihre Werke mit glühendem Eifer zu studieren. Mit unermüdeter Aufmerksamkeit untersuchte er hier die mannichfaltigen Schönheiten der berühmtesten Meister aus den goldenen Perioden der Kunst. Er suchte Wahrheit, Geschmack und Schönheit gleichsam in ihrer Heimath auf, spürte nach ihren Quellen, und schwamm zwischen Blütenufern dahin im goldnen Lichte ihrer Klarheit. Seine Arbeiten waren das Spiel des Liebhabers, nicht das Tagewerk des Miethlings.

Nachdem er sich zwei Jahre lang in Italien aufgehalten, wo er sich sehr sorgfältig auf die italienische Sprache legte; so kehrte er im Jahr 1752, an Kunst und Sitten verfeinert und vervollkommt, nach England zurück. Das erste, was ihn nach seiner Zurückkunft seinen Landsleuten bekannt machte, war ein ganzes Portrait seines Patrons des Commodore Keppels, wovon man in den feinsten Zirkeln der Hauptstadt mit dem höchsten Lobe sprach. Man sah daraus, zu welch' einem Grade von Vollkommenheit er es bereits in seinem Fache

gebracht hätte, und bald erreichte er, sonderlich durch die Abbildung einiger der ersten Schönheiten Londons, in kurzer Zeit einen Ruhm, dessen sich lang her kein Künstler Englands rühmen konnte.

Ueberhaupt wußten wenige Mahler so hohe Begriffe von der Würde des Menschen zu erwecken als Reynolds. Seine Portraits haben eine unübertreffliche Aehnlichkeit; Ausdruck und Stellung sind voll Anmuth, Geist und Leben. Manche von seinen Weibern stellen wahrhaft das göttliche Menschenantlitz dar. Welche Muster von Schönheit, welche Leidenschaften, welche erhebende Ideen, hat nicht sein tadelloser Pinsel ins Leben gerufen! Manche seiner Werke sind groß im Entwurfe, reich im Kolorit, bewundernswerth in ihrer Wirkung! Schade, daß in seinen frühern Gemälden die Farben sobald abstanden; weit daurender und fester sind sie in seinen spätern. Nur seine Zeitgenossen werden den Zauber seiner Farbenmischung bewundern können; die Nachwelt wird sich mit den Stichen, und seinem schaffenden Geiste in der Anlegung und Gruppirung seiner Figuren begnügen müssen.

Im Jahr 1769 gründete der König die Akademie der Bildhauerkunst, Mahlerei, und Baukunst unter dem Namen der königlichen Akademie der Künste, und ernannte unsern Reynolds, in Betracht seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit, zum Präsidenten derselben, wobei er ihn zum Ritter machte. Joshua hielt hier seine erste Rede bei Eröffnung der Akademie den 2. Januar 1769. In jedem nachfolgenden Jahre hielt er bei Austheilung der Preise ähnliche Reden an seine Zöglinge.

Reynolds besaß große litterarische Anlagen, und war im Umgang ein ungemein unterhaltender Gesellschafter. Der Kreis seiner Bekanntschaft, die ihm vornehmlich sein immer wachsender Ruf verschaffte, war sehr ausgedehnt. Manche Fremde vom ersten Rang standen mit Reynolds im vertrautesten Umgang; Einheimische und Ausländer verehrten sein Genie, und liebten ihn wegen seines tadellosen Privatkarakters. Sein Haus war viele Jahre lang ein Sammelplatz der auserlesensten Menschen: der Gelehrte, der Künstler, der Weltmann, der Dichter, der Staatsmann, kurz alle, die sich irgend durch Verdienst oder Genie auszeich-

reten, trafen hier zusammen. Durch einen solchen Umgang erhielt seine an sich schon reiche Seele einen bewundernswürdigen Fond von Kenntnissen, einen unerschöpflichen Schatz für die Gesellschaft. Er war reich an Beobachtungen, Anekdoten, und praktischen Einsichten. „Mir ist kein Mann bekannt — sagte der große Johnson — der auf seiner Lebensreise einen reichern Schatz von Beobachtungen eingesammelt hätte, als Joshua Reynolds."

Endlich am 23. Februar 1792 beschloß dieser vortreffliche Mann im 69. Jahre sein thätiges, menschenfreundliches Leben. „Verwichene Nacht — schrieb damals Burke an einen Freund, starb im 69. Jahre seines Alters, in seiner Wohnung in Leicesterfield, der Mahler Joshua Reynolds. Seine Krankheit war langwierig, aber er trug sie mit froher, männlicher Standhaftigkeit, ohne die mindeste Empfindlichkeit und Klagsucht — dem ruhigen gleichen Gange seines übrigen Lebens gemäß. Von Anfang seiner Krankheit an sah er seine Auflösung deutlich vor Augen — er sah sie mit jener ruhigen Fassung, die ihm allein die Unschuld, die Rechtschaffenheit und Gemeinnützigkeit seines

Lebens, und eine unverstellte Ergebung in den Willen der Vorsicht geben konnte. In dieser Lage ward ihm jeder Trost der Familienliebe zu Theil, die sein zärtliches Herz so sehr verdiente."

Joshua Reynolds war in mancher Hinsicht einer der merkwürdigsten Menschen seines Zeitalters. Er war der erste Engländer, der zu dem übrigen Ruhme seines Vaterlandes den Ruhm der Kunst hinzufügte. An Geschmack, Anmuth, Leichtigkeit, an glücklicher Erfindung, an Reichthum und Harmonie des Kolorits kam er den grossen Meistern des goldenen Kunstalters gleich. In der Portraitmanier übertraff er sie noch, denn er theilte diesem Fache, womit sich Englands Künstler so viel befaßten, eine Mannichfaltigkeit, eine Würde und einen Reichthum mit, die aus einem höhern Gebieth herüber zu brechen schienen, und selbst von Geschichtsmahlern nicht beibehalten wurden, sobald sie sich auf die individuelle Natur einliessen. Seine Portraits erinnern den Beobachter an den Erfindungsgeist des Historienmahlers, an die Lieblichkeit der Landschaftsmanier. In seinen Portraits schien er sich nicht zu diesem Fache zu er-

heben, sondern aus einer höhern Sphäre dazu herabzusteigen. Seine Gemälde sind der Commentar zu seinem Unterricht; sein Unterricht scheint ganz aus seinen Gemälden abgeleitet zu seyn.

Er war Meister in der Theorie wie in der Ausübung seiner Kunst. Um der Künstler zu seyn, den seine Kollegen in ihm bewunderten, mußte er der tiefeindringende Philosoph seyn, den der Gelehrte in ihm fand.

Im vollsten Besitz eines auswärtigen und einheimischen Ruhmes, von Künstlern und Gelehrten bewundert, geschätzt von den Großen, von Monarchen gesucht, von den besten Dichtern des Zeitalters gepriesen und besungen, verließ ihn seine angebohrne Stille und Bescheidenheit nie einen Augenblick, und das schärfste Auge vermocht' es nicht, in seinem ganzen Betragen, oder in seinem Reden die kleinste Spur von Anmaßung oder Stolz zu entdecken.

Seine Talente — groß von Natur, und nicht wenig durch Wissenschaft erhöht; seine geselligen Tugenden in allen Verhältnissen und Lagen des Lebens, machten ihn zum Mittelpunkte vieler glänzenden und höchst

selten zusammentreffenden Gesellschaften, die sein Tod wieder zerstreuet hat. — Er besaß zuviel Verdienst, um nicht die Eifersucht zu wecken; zu viel Unbescholtenheit, um sich Feinde zu machen. Kein Mann unserer Zeit ist aufrichtiger, allgemeiner, und inniger beklagt worden, als Joshua Reynolds. — Heil ihm, und Friede über seiner Asche!

Graf Essex.

Dieser durch seine grossen Talente, seinen ausgebreiteten Ruhm, sein schnelles Glück, und seinen gähen Sturz so merkwürdige Mann, war ein junger Herr von vielen empfehlungswürdigen Eigenschaften, und erhielt sowohl wegen seiner besondern körperlichen Vorzüge, als noch mehr durch wirkliches Verdienst bei seiner Königin Elisabeth, allmählig ein solches Ansehen und vorzügliche Gunst, daß er denselben Platz in ihrer Liebe einzunehmen schien, den der kürzlich verstorbene Leicester so lang behauptet hatte. Und dieser besondern Vorliebe einer grossen Fürstin für ihn verdankte er bald die Erhebung zu den wichtigsten Posten.

Wäre Essex mit so grosser Vorsicht und Selbstbeherrschung begabt gewesen, als

groß seine glänzenden Eigenschaften waren, so würde er sich des Zutrauens der Königin in einem so hohen Grade versichert haben, daß keiner seiner Feinde seinem Ansehen hätte schaden können: aber sein hoher Geist konnte sich nicht wohl zu jener tiefen Unterwürfigkeit herablassen, die ihre Denkart erforderte, und die sie immer von allen ihren Unterthanen gewohnt war. Da er einmal mit ihr über die Wahl eines Statthalters in Irland stritt, ward er so hitzig in seinen Demonstrazionen, daß er sowohl die Vorschriften der Pflicht, als des Wohlstandes und der Höflichkeit ganz vergaß, und ihr auf eine verächtliche Art den Rücken kehrte. Ihr Zorn, der gewöhnlich schnell und heftig war, entflammte sogleich durch diese Beleidigung, und sie gab ihm eine derbe Ohrfeige, die sie mit einem so harten Ausdruck begleitete, der seiner Unverschämtheit angemessen war. Statt sich wieder zu fassen, und seiner Königin die Unterthänigkeit und Ergebenheit zu bezeigen, die ihrem Stande und Geschlechte gebührte, schlug er mit der Hand an seinen Degen, und schwur, er würde eine solche Begegnung von Heinrich dem Achten selbst nicht ertragen, und

in der Hitze entfernte er sich sogleich vom Hofe. Sein Freund, der Kanzler Egerton, redete ihm zu, seine Unbescheidenheit durch ein gehöriges Geständniß wieder gut zu machen, und bat ihn inständig, seinen Feinden nicht den Sieg zu gönnen, und seiner Freundin die tiefe Kränkung zu ersparen, daß er einen Streit mit seiner Monarchin unterhielte, und die Dienste seines Vaterlandes verliesse.

Doch war die Parteilichkeit und Anhänglichkeit der Königin so überwiegend, daß sie ihm seine vorige Stelle und ihre Gunst wieder einräumte, und ihre Freundschaft und Zuneigung schien vielmehr durch diese, durch Zorn und Empfindlichkeit veranlaßte, kurze Unterbrechung neue Stärke gewonnen zu haben. Allein sein fehlerhaftes Betragen bei der Befehlshaberschaft in Irland, wohin er im Jahre 1599, mit einer starken Armee geschickt wurde, um das Feuer des Aufruhrs zu dämpfen, brachte Elisabeth gegen ihren ehemaligen Günstling sehr auf, und dieser Widerwille ward noch durch andere Umstände in seinem Betragen vergrössert. Doch würde Essex gewiß wie-

der zu seinem vorigen Ansehen gelangt seyn, wenn nicht folgender Vorfall seinen gänzlichen Untergang herbeigeführet hätte.

Der Graf von Essex hatte ein Monopolium auf süsse Weine, und da sein Freiheitsbrief bald verfallen war, erwartete er geduldig, ob die Königin ihn erneuern werde. Er selbst betrachtete diesen Vorfall als den kritischen Umstand seines Lebens, der bestimmen würde, ob er je hoffen dürfte, sein voriges Ansehen und seine Gewalt wieder zu erhalten. Aber so gnädig Elisabeth in ihrem Betragen war, so war ihr Karakter doch etwas stolz und strenge; und da sie stets von Essex Feinden umringt war, fand man Mittel, sie zu überreden, sein Stolz wäre noch nicht genug gedemüthigt, und er müßte noch diese Prüfung ausstehen, ehe sie ihm sicher ihre Gunst wieder schenken könnte. Sie schlug daher seine Bitte ab, und setzte noch in einem verächtlichen Ausdrucke hinzu: ein unbändiges Thier müßte in seinem Futter eingeschränkt werden.

Diese Härte, die um einen Grad zu weit getrieben war, schlug zu dem endlichen Untergange des Grafen aus, und war für die Königin selbst eine Quelle unendlichen

Kummers und Grams. Essex, der seinen stolzen Muth mit grosser Anstrengung so lang unterdrückt hatte, und dessen Geduld jetzt erschöpft war, bildete sich jetzt ein, die Königin wäre ganz unerbittlich; brach auf einmal durch allen Zwang der Unterthänigkeit und Klugheit, und war entschlossen, zu den äussersten Mitteln wider seine Feinde zu greifen. Selbst, da er auf der höchsten Stuffe des Glücks und der Gunst seiner Königin stand, war er immer gewohnt gewesen, ihr mit vielem Stolze zu begegnen, und da dieses Verhalten seiner Gemüthsart schmeichelte und ihm zuweilen glückte, hatte er sich unbedachtsamerweise eingebildet, dieses wäre die einzige Art, mit ihr umzugehen, da er aber jetzt zur Verzweiflung gebracht war, ließ er seiner Heftigkeit den Zügel schiessen, und verbannte allen Schein der Pflicht und Ehrerbietung. Berauscht von dem allgemeinen Beifalle, den er schon besaß, bediente er sich aufs neue jeder Kunst, die Liebe des Volks zu gewinnen, und suchte das allgemeine Wohlwollen durch Gastfreiheit und andere Mittel zu vergrössern, die seiner Lage und seinen Umständen doch so wenig an-

gemessen waren. Seine vorigen Bedienungen hatten ihn in wichtige Verbindungen mit Edelleuten vom Kriegsstande gesetzt, und jetzt unterhielt er durch vermehrte Liebkosungen und Höflichkeiten eine Freundschaft mit allen tollkühnen Abenteuern, von deren Ergebenheit er hoffte, sie könnte ihm bei seinen gegenwärtigen Absichten nützlich werden.

Heimlich erschmeichelte er sich das Zutrauen der Katholiken; hauptsächlich aber setzte er seine Zuversicht auf die Puritaner, denen er öffentlich schmeichelte, und deren Sitten er völlig angenommen zu haben schien. Aber die größte Unvorsichtigkeit Essexs entstand aus seinem offenen Charakter, wodurch es ihm sehr wenig möglich war, in so schweren und gefährlichen Entwürfen glücklich zu seyn. Er erlaubte sich grosse Freiheiten in Reden, und man hörte ihn sogar von der Königin sagen: sie wäre jetzt eine alte Dame, und ihre Seele eben so krumm geworden, als ihr Körper. Gewisse Hofdamen, um deren Gunst sich Essex ehedem nicht bekümmert hatte, hinterbrachten Elisabeth diese Reden wieder, und es konnte nicht fehlen, daß diese Dame hierdurch bis aufs Aeusserste gereitzt ward. Sie war ja,

was diesen Punkt betrifft, immer ausserordentlich eifersüchtig, und ob sie sich gleich jetzt ihrem siebenzigsten Jahre näherte, ließ sie sich doch von ihren Hofleuten und selbst von fremden Gesandten Schmeicheleien über ihre Schönheit sagen, und ihr ganzer heller Verstand war nicht vermögend gewesen, sie von dieser Schwachheit zu heilen.

Essex gebrauchte noch andere Mittel, die, wo möglich, die Königin noch mehr aufbrachten, als jene Spöttereien über ihr Alter und ihre Häßlichkeit. Er wendete sich nämlich nicht nur insgeheim an ihren Erben und Thronfolger, Jakob, König von Schottland, und versicherte ihn, daß er entschlossen wäre, jedes Mittel zu gebrauchen, um eine unmittelbare Erklärung für das Folgerecht desselben zu erzwingen; sondern er vereinigte auch in seinem Zirkel eine auserlesene Rathsversammlung, mit deren Mitgliedern er sich unter andern sträflichen Entwürfen auch über die Art berathschlagte, die Waffen zu ergreifen, und fragte sie um ihre Meinung, ob es besser wäre, zuerst den Pallast der Königin oder den Tower einzunehmen, oder damit anzufangen, daß man sich beider Plätze auf einmal bemächtigte.

Auch kam es wirklich in der Folge zu einem Aufstande. Aber Essex mußte sich, da er in seinem Hause belagert wurde, auf Diskrezion ergeben, und die Königin, die bei allen diesen Unruhen sich so ruhig uud sicher gezeigt hatte, als wenn nur eine gewöhnliche Strassenschlägerei vorgefallen wäre, die sie gar nicht anginge, gab darauf Befehl zum Verhöre der angesehensten Verbrecher. Die Grafen von Essex und Southampton, wurden am 19. Februar vor ein geschwornes Gericht von 25 Pairs gestellt. Die Schuld der Gefangenen war zu offenbar, als daß sie irgend einem Zweifel unterworfen gewesen wäre, und ausser, daß der Aufstand jedermann bekannt war, wurden die verrätherischen Berathschlagungen zu Drury-house durch unbezweifelte Zeugnisse bewiesen.

Als das Urtheil gesprochen ward, sprach Essex, wie ein Mensch, der seine Rechnung darauf gemacht hat, zu sterben, aber, setzte er hinzu, es würde ihn kränken, wenn man ihn der Königin als einen solchen vorstellte, der ihre Gnade verachtete, ob er gleich nicht, wie er glaube, die geringste kriechende Unterwerfung zeigen würde, um

dieselbe zu erlangen. Southamptons Betragen war sanfter, und nachgiebiger; er bat die Pairs um ihre Bemühung für ihn auf eine so bescheidene und anständige Art, die eines jeden Mitleiden erregte.

Nachdem Essex einige Tage in der Einsamkeit und Betrachtung des Gefängnisses zugebracht hatte, ward endlich sein stolzes Herz, nicht durch die Furcht des Todes, sondern durch die Empfindungen der Religion, erweicht, eine Triebfeder, die er vorher zu einem Werkzeuge seiner Ehrsucht zu machen versucht hatte, die sich aber jetzt weit fester in seine Seele setzte, und die jetzt jeden andern Beweggrund und jede andere Betrachtung überwog. Seine Seelsorger überzeugten ihn, er könne nie die Gnade des Himmels erlangen, wenn er nicht seinen Ungehorsam völlig gestände, und nun gab er dem geheimen Rathe eine Erzählung aller seiner sträflichen Entwürfe, und überlieferte seinen Briefwechsel mit dem Könige von Schottland. Er schonte auch nicht seiner vertrauten Freunde, als der Lords Montjoy, den er in diese Verschwörung verwickelt hatte, und suchte seine gegenwärtige Gewissenbisse durch solche Genugthuungen zu lindern,

die er in jedem andern Zeitraume seines Lebens für tadelhafter würde gehalten haben, als jene Unternehmungen selbst, wofür er jezt büßte. Besonders beschuldigte er den Sir Harry Nevil, einen Mann von wirklichem Verdienst, eines Briefwechsels mit den Verschwornen, ob es gleich offenbar ist, daß dieser Mann nie in die ihm gethanen Anträge gewilligt, und nichts weiter verbrochen hatte, als daß er des Grafen Verrätherei nicht entdeckte, ein Geschäft, wogegen jeder ehrliebende Mann, natürlicherweise den stärksten Widerwillen fühlte. Nevil ward ins Gefängniß geworfen, und stand eine harte Inquisizion aus: weil aber die Königin an dem Montjoy einen sehr geschickten und glücklichen Feldherrn hatte, ließ sie ihn in seiner Befehlshaberstelle, und opferte ihre Rache dem Dienste des Vaterlandes auf.

Elisabeth strebte sehr nach dem Ruhm der Gnade, und bei jeder grossen Strenge, die sie während ihrer Regierung hatte ausüben müssen, hatte sie immer starken Widerwillen und Bedenklichkeit geäußert; aber des ehemals so geliebten Grafen Essex gegenwärtige Lage bot ihre zärtliche Zunei-

gung auf, und hielt sie in der unverstelltesten Unruhe und Unentschlossenheit. Sie fühlte einen immerwährenden Kampf zwischen Haß und Zuneigung, Stolz und Mitleid, Sorge für ihre Sicherheit und Bekümmniß um ihren Liebling, und ihr Zustand in dieser Zwischenzeit war vielleicht mehr ein Gegenstand des Mitleids, als der, im dem Essex sich befand. Sie unterzeichnete den Befehl zu seiner Hinrichtung; sie widerrief ihn; sie beschloß wieder seinen Tod; sie fühlte eine neue Rückkehr ihrer Zärtlichkeit. Seine Feinde sagten ihr, er wünsche selbst zu sterben, und hätte versichert, sie könnte nie sicher seyn, so lange er lebe, hauptsächlich vermehrte aber die Hartnäckigkeit, welche sie bei ihm zu finden glaubte, ihre Kälte gegen ihn, weil er nie, wie sie stündlich erwartete, bei ihr um Gnade und Vergebung ansuchte; und sie gab endlich ihre Einwilligung zu seiner Hinrichtung. Essex zeigte bei seinem Tode viel mehr Zeichen der Reue und Frömmigkeit, als der Furcht, und erkannte willig die Gerechtigkeit des Urtheils, nach welchem er gerichtet ward.

Die Hinrichtung geschah, seinem Verlangen gemäß, insgeheim in Tower, am

25. Februar 1601. Er besorgte, sagte er, die Gunst und das Mitleiden des Volks möchte sein Herz zu sehr in den Augenblicken erheben, wo Erniedrigung und die züchtigende Hand des Himmels die einzige geziemende Empfindung wäre, der er nachhängen dürfte. Und die Königin dachte ohne Zweifel, die Klugheit selbst riethe zur Entfernung eines so trauervollen Schauspiels vor den Augen des Publikums. Sir Walter Raleigh, der absichtlich in den Tower kam, und dieser Hinrichtung durch ein Fenster zusah, vergrösserte durch diese Handlung den allgemeinen Haß, der ihn längst verfolgte: denn man dachte, er hätte keine andere Absicht, als seine Augen an dem Tode seines Feindes zu weiden, und das Publikum nahm keine Entschuldigung an, die er für ein so tadelwerthes Benehmen machen mochte. Die Grausamkeit und Erbitterung, womit er auf den Tod des Grafen drang, selbst da Cecil nachließ, wurden immer als Gründe seines unmännlichen und unedlen Betragens angesehen.

Graf Essex war erst 34 Jahr alt, da seine Uebereilung, Unvorsichtigkeit, und Heftigkeit ihm dieses frühzeitige Ende bereite-

ten. Man muß hier, wie in vielen andern Fällen, die Unbeständigkeit der menschlichen Natur beseufzen, daß ein Mann, der mit so vielen edlen Tugenden, mit Großmuth, Aufrichtigkeit, Freundschaft, Tapferkeit, Beredsamkeit und Thätigkeit begabt war, in dem letzten Zeitraume seines Lebens seinen unbändigen Leidenschaften so sehr den Zügel schiessen ließ, daß er nicht nur sich selbst, sondern auch viele seiner Freunde in das tiefste Verderben stürzte. Der Königin Zuneigung gegen ihn, als die Ursache der zu frühzeitigen Ehrenstellen, die er erhielt, scheint im ganzen der Hauptumstand gewesen zu seyn, der seinen Untergang bewirkte. Voll Vertrauen sowohl auf ihre Partheilichkeit für ihn, als auf sein eigenes Verdienst, begegnete er ihr mit einem Stolze, den weder ihre Liebe, noch ihre Würde ertragen konnte; und da ihre verliebten Neigungen in einem so hohen Alter sie natürlicherweise in seinen Augen lächerlich, wo nicht verhaßt machen mußten, ließ er sich durch eine unvorsichtige Offenherzigkeit, die ihm so sehr eigen war, verleiten, sich diese Gesinnungen gegen sie gar zu deutlich merken zu lassen. Die vielen Aussöhnungen und

Wiederschenkungen ihrer Liebe, deren er sich immer zu seinem Vortheil bedient hatte, verführten ihn, immer neue Versuche auf sie zu wagen, bis er sie über alle Grenzen ihrer Geduld trieb, und vergaß, daß, obgleich die Empfindung eines Frauenzimmers immer stark bei ihr war, doch am Ende die Empfindungen einer Monarchin ihre Obermacht zeigten.

Indessen waren die folgenden Lebensjahre der Königin vielleicht die traurigsten ihres Lebens. Sie versank in tiefe Schwermuth, die weder durch alle Vorzüge ihres hohen Glücks, noch durch allen Ruhm ihrer beglückten Regierung einigermassen konnte gelindert oder besänftigt werden. Einige schrieben diese Niedergeschlagenheit einer Ursache zu, die von den Geschichtsschreibern lange als romantisch verworfen worden, aber durch neuere Entdeckungen bestätigt zu seyn scheint. Es ereigneten sich gewisse Vorfälle, die ihre Zärtlichkeit für Essex wieder rege machten, und sie mit dem tiefsten Kummer wegen der Einwilligung erfüllten, die sie unbedachtsamerweise zu seiner Hinrichtung gegeben hatte.

Der Graf Essex merkte, nach seiner Zurückkunft von der glücklichen Unternehmung wider Cadix, die Zunahme der zärtlichen Ergebenheit der Königin gegen ihn, und nahm Gelegenheit es zu bedauern, daß die Nothwendigkeit ihres Dienstes ihn oft nöthigte, von ihr entfernt zu seyn, und ihn allen den Verleumdungen aussetzte, die seine Feinde, welche in ihren Aufwartungen fleißiger waren, wider ihn gebrauchen könnten. Sie ward durch diese zärtliche Eifersucht gerührt, schenkte ihm einen Ring, den er als ein Pfand ihrer Zuneigung annehmen sollte, und versicherte ihn, er möchte auch noch so sehr in Ungnade fallen, man möchte ihr auch noch so viele Vorurtheile wider ihn einflössen, so würde sie doch, wenn er ihr diesen Ring sendete, gleich beim Anblicke desselben, sich ihrer vorigen Zärtlichkeit wieder erinnern, und seiner Schutzrede ein geneigtes Gehör geben.

Essex behielt, ungeachtet aller seiner Unglücksfälle, dieses kostbare Geschenk bis auf das Aeußerste zurück; aber nach seinem Verhöre und seiner Verurtheilung entschloß er sich diese Probe zu machen, und vertraute den Ring der Gräfin von Nottingham, die er

bat, ihn der Königin einzuhändigen. Die Gräfin ließ sich durch ihren Gemahl, der ein Todfeind des Essex war, überreden, den Auftrag nicht auszurichten, und Elisabeth, die immer erwartete, ihr Liebling würde diesen letzten Ruf an ihre Zärtlichkeit wagen, und daher die Versäumniß desselben seinem unüberwindlichen Trotze zuschrieb, ward nach manchem Kampfe, manchem Aufschube, durch Rache und Staatsklugheit dahin gebracht, den Befehl zu seiner Hinrichtung zu unterzeichnen. Die Gräfin von Nottingham ward krank, fühlte die Annäherung des Todes und Gewissensbisse wegen ihres Verhaltens: da sie nun einen Besuch von der Königin erhielt, bat sie diese um Verzeihung, und eröffnete ihr das ganze unglückliche Geheimniß. Die Königin entsetzte sich vor dieser Nachricht, brach in Wuth aus, schüttelte die sterbende Gräfin in ihrem Bette, und schrie ihr zu: Gott möchte ihr verzeihen, aber sie könnte es nie! Sie stürzte von ihr hinaus, und überließ sich sogleich der tiefsten, unheilbarsten Schwermuth. Sie verwarf allen Trost, schlug sogar alle Nahrung aus, warf sich auf den Boden, hielt sich still und unbeweg-

lich, unterhielt sich lediglich mit ihrem Leiden, und erklärte Leben und Daseyn für eine unerträgliche Last. Wenige Worte stieß sie aus, und diese drückten alle einen gewissen innern Gram aus, den sie Niemanden eröffnen wollte: aber Seufzer und Aechzen war die vornehmste Freiheit, die sie ihrer Verzweiflung gab, und die, so sehr sie auch ihren Kummer entdeckten, doch nie im Stande waren, ihn zu erleichtern oder zu stillen. Zehn Tage und Nächte lag sie auf dem Teppich, auf Kissen gelehnt, die ihr ihre Kammerfrauen brachten, und ihre Aerzte konnten sie nicht bereden, daß sie sich zu Bette bringen ließe, geschweige denn, daß sie einige Arznei zu sich nahm. Eine düstre Wolke überzog den Abend ihres Tages, der mit mächtigem Glanze ganz Europa bestrahlet hatte!

Menzikof.

Es giebt gewiß wenige Sterbliche, in deren Schicksalen sich der Wankelsinn und die Veränderlichkeit des Erdenglücks auf eine so auffallende Art gezeigt hat; wenige, die von der Glücksgöttin auf der einen Seite so ausserordenlich begünstigt, und auf der andern auf eine so schreckliche Art gedemüthigt worden sind: kurz wenige, die durch die Begebenheiten ihres Lebens so merkwürdig wurden, als Menzikof. Er war in einem niedern Stande gebohren, wahrscheinlich um das Jahr 1674, und stieg bis zu den Stufen des Throns. Sein erster Name war Alexander.

Er hatte eine schlechte Erziehung, und kam als Knabe nach Moskau zu einem Pastetenbäcker, der ihn zum Verkauf seines Gebäcks

bäcks auf den Strassen herum schickte. Der junge Alexander besaß eine sehr angenehme Gestalt, und eine natürliche Munterkeit. Er rief seine Waare auf eine lustige Art aus, und gab denen, die ihn fragten, so lebhafte und sonderbare Antworten, daß er täglich eine ansehnliche Menge Pasteten verkaufte.

Weil er gemeiniglich auf dem Schloßhofe das Meiste von seiner Waare absetzte, so ging er auch öfters dahin. Die Soldaten von der Garde trieben ihre Scherze mit ihm, und der junge Mensch wandte auf seiner Seite alle Talente an, sie zu belustigen, weil er dabei seinen Vortheil fand. Das Glück, welches einen Gefallen daran zu finden scheint, seine Launen zu zeigen, zog ihn bald aus diesem niedern Stande hervor. Peter I. war damals noch in dem Alter, worin uns das Vergnügen an Kleinigkeiten keine Scham abzwingt. Er beobachtete täglich den Pastetenjungen aus den Fenstern des kaiserlichen Zimmers; fand ein Vergnügen daran, ihm zuzuhören, und bekam endlich sogar unvermerkt eine Art Zuneigung gegen ihn.

Sonderbar genug war der Umstand, wodurch er Petern zuerst näher bekannt wur-

de, und der, so unbedeutend er auch scheinen mag, angeführt zu werden verdient. Ein Soldat von der Wache, gegen welchen sich der junge Pastetenbäcker einige bittere Scherze erlaubt hatte, zupfte ihn eines Tages bei den Ohren. Alexander that einen so durchdringenden Schrei, daß ihn der Czar hörte. Der Prinz, von dem Schmerze des Knaben gerührt, gab einem Offizier der Auftrag, ihn sogleich den Händen des Soldaten zu entziehen, und zu ihm zu führen. Der junge Mensch erschien vor dem Czar ohne die mindeste Bestürzung, antwortete mit einer entschlossenen Miene auf alle Fragen, die Peter an ihn that, und ließ sogar einige nicht unwitzige Scherze mit unter laufen. Die Zuneigung des Czars wuchs durch diese mündliche Unterredung so sehr gegen ihn, daß er ihn als Page in seine Dienste zu nehmen beschloß, und sogleich ihn als einen solchen zu kleiden, Befehl gab. Menzikof war in seiner ersten Jugend von einer auffallenden Schönheit. Er wurde bald der Leibpage des Czars, war beständig bei ihm im Zimmer, folgte seinem Herrn überall, selbst in den Staatsrath nach, und fügte, wenn daselbst Sachen von Wichtigkeit abge-

handelt wurden, nicht selten seine Meinung den Gutachten der Minister bei; er that es aber auf eine so launige und zugleich angenehme Art, daß er dadurch niemanden verdächtig wurde, und seinem Herrn selbst Freude darüber machte.

Nachdem er im Jahre 1697, eine Verschwörung gegen Peter entdeckt hatte, überhäufte ihn der Czar mit Ehrenstellen, und gab ihm sogar den Posten eines Oberhofmeisters bei dem jungen Kronprinzen Alexei. Menzikof hatte den Czar ganz in seiner Gewalt. Er wußte seine Feinde, die meistens rechtschaffene Männer waren, zu stürzen, oder im Zaume zu halten, und kein Mittel zur Vermehrung seines Vermögens und zur Erhöhung seines Ruhms war ihm zu unedel. Seine Sucht nach Reichthum und Ehrenstellen hatte keine Gränzen mehr. Er häufte unermeßliche Summen zusammen, und befand sich im Besitze so vieler Landgüter, daß man von diesem Günstlinge sagte: er könne vor Riga in Liefland bis nach Derbent in Persien reisen, und alle Nächte auf einem ihm zugehörigen Landgute schlafen. Bei der Berechnung seiner Domainen zählte man bis an 50,000 Familien, die ihm zugehör-

len. Seine unermeßlichen Reichthümer sättigten dennoch seine Begierde nach ihnen nicht; er wollte auch von fremden Fürsten Schätze haben. Alle diejenigen, welche vom Czar etwas zu fürchten oder zu hoffen hatten, suchten die Protektion dieses Günstlings. Der deutsche Kaiser gab ihm die Würde eines Reichsfürsten und das Herzogthum Kosel in Schlesien. Die Könige von Dänemark, Preussen und Pohlen machten ihn zum Ritter ihrer Orden, und verbanden, um seinen Geitz und seine Eitelkeit zugleich zu befriedigen, mit denselben ansehnliche Jahrgehalte.

So oft sie seiner Gunst beim Czar bedurften, schickten sie ihm reiche Geschenke von goldenem und silbernen Tischgeschirr, brillantenen Schmuck, u. s. w. Man versichert, er habe drei Kleiderbesetzungen von Diamanten von größter Schönheit gehabt. Da er glaubte daß für seine Forderungen nichts mehr zu groß sey, so verlangte er das blaue Band vom französischen Hofe. Man wagte es nicht, ihm geradezu eine abschlägige Antwort zu geben; sondern wich seinem Begehren unter dem Vorwande aus, daß er zuvor die römisch-katholische Religion

annehmen müsse, wenn er Ritter vom heiligen Geist werden wollte. Zuweilen fand der stolze Mann ein lächerliches Vergnügen daran, sich mit seinen Ordenszeichen auf einmal zu schmücken, da denn die verschiedenen Farben der Bänder, die sich auf seiner Brust durchkreuzten, einen sonderbaren Anblick verursachten. Die deutschen Fürsten gaben ihn in ihren Briefen den Titel: Hoheit — und Menzikof, von seiner Größe trunken, glaubte das mit Recht fordern zu können, was ihm bloß die Schmeichelei zugestand. Er verlangte vom französischen Hofe eben die Ehre, welche ihm die deutschen Fürsten erwiesen; aber man gab ihm zur Antwort: daß dieser Hof diesen Titel keinem andern, als gebornen Prinzen gäbe.

Er erhielt, nachdem er im Kriege gegen die Schweden einige Vortheile errungen hatte, das Kommando einiger Festungen, verschiedene Gouvernements, und die Stelle eines Rußischen Fürsten nud Feldmarschalls. Man kann zwar nicht läugnen, daß er Peters Plane zur Verbesserung ganz gut ausgeführt, und selbst manche glückliche Operation unternommen habe, allein er war vermög seiner schlechten Erziehung in Staats-

sachen unwissend, und sein Despotismus war eben so groß als sein Ehrgeitz. — Er wollte über alle herrschen, und dieß gelang ihm auch lange Zeit. Zwar wurde Peter von seiner Habsucht und Untreue in der Verwaltung der Finanzen oft deutlich genug überzeugt; auch gerieth Menzikof dreimahl in gefährliche Untersuchung, wobei er fast alle Stellen verlohr, und am Gelde gestraft wurde: aber die Gemahlin Peters, Katharina, die ehedem in Menzikofs Hause als ein armes Mädchen lange Zeit Unterhalt genossen, und vorzüglich durch ihn mit dem Czar bekannt worden war, rettete ihn aus jeder Verlegenheit. Auch bezeigte er sich dankbar gegen sie.

Als Peter der Große den 8. Februar 1725 starb, beförderte er sie vorzüglich zum Throne; und nun war sein höchstes Streben, allein zu regieren, erreicht. Ganz Rußland haßte ihn als einen Despoten; alle Staatskassen wurden von ihm geplündert; selbst die Kaiserin zitterte vor seiner Macht, die sie selbst durch neue Schenkungen und Ehrenstellen erhöht hatte; keiner wagte es, ihn anzugreifen. Aber das Glück wollte ihn noch mehr begünstigen, nach Ka-

tharinens Tod nahm er den unmündigen Kaiser Peter II. in seinen Pallast, beherrschte ihn mit der größten Strenge, erhielt den Posten eines Generalissimus, und verlobte selbst seine Tochter Maria mit dem jungen Kaiser. Er war nun mächtiger als dieser selbst. Aber seine Gegner, unter die besonders die Fürsten Dolgoruki, seine beständigen Feinde, gehörten, nahmen den Kaiser wider ihn ein und entdeckten seine ganze Niederträchtigkeit.

Und nun kehrte das Glück seinem Günstlinge auf einmahl den Rücken: man vergaß seine übrigen Verdienste; er wurde aller Würden und seines ganzen ungeheuren Vermögens beraubt; die Verlobung des Kaisers mit seiner Tochter ging zurück, indem man demselben statt der jungen Menzikof die Tochter seines Lieblings, Iwan Dolgoruki, zur Braut gab; und Menzikof wurde anfänglich auf eines seiner Landgüter, und nachher nach Sibirien verwiesen. Dieß geschah im Jahr 1727. Seine Gemahlinn, eine sehr verehrungswürdige Frau, die umsonst um Gnade gefleht hatte, folgte ihm freiwillig ins Exil. Er mußte auf der Reise dahin die entehrendesten Beschim-

pfungen von seinen zahlreichen Feinden erdulden, ertrug aber alles Ungemach gelassen, und starb daselbst in den elendesten Umständen im Jahr 1729.

Münnich.

Feldmarschall Graf von Münnich, stammte aus einem alten adelichen Geschlechte in der Grafschaft Oldenburg her, und ward im Jahre 1683 auf dem väterlichen Stamm-gute zu Neu-Huntorf gebohren. Sein Vater, der fürstl. Ostfriesländischer geheimer Rath war, ließ ihn in allen nöthigen und nützlichen Wissenschaften unterrichten, wo er denn als Knabe vielen Fleiß bewieß und viele Geschicklichkeit zeigte. Vorzüglich aber machte unser Münnich in der Mathematik grosse Fortschritte und legte sich stark auf die Wasserbaukunst.

Im Jahre 1699 ließ ihn der Vater mit seinen Brüdern eine Reise nach Frankreich thun, von der er aber im folgenden Jahre schon wieder zurück kam, und die

Kriegsdienste erwählte, wozu ihn sein feuriges Temperament ganz besonders antrieb. Er war kaum 17 Jahr alt, als er in Hessische Dienste trat, in welchen er es bald bis zum Hauptmann brachte und eine Kompagnie bekam. Im Jahre 1705 vermählte er sich mit der Hessen-Darmstädtischen Hofdame von Witzleben, mit welcher er in einer vergnügten Ehe 13 Kinder erzeugte, und die ihn fast in allen Feldzügen begleitete.

Im Jahre 1706 ging er mit dem Hessischen Auxiliar-Korps, unter dem damaligen Erbprinzen Friedrich, nachmaligen König von Schweden, wider die Franzosen nach Italien zu Felde, und wohnte dem berühmten Entsatze der Stadt Turin bei. Im folgenden Jahre kam er mit dem Heßischen Korps schon wieder nach Deutschland zurück, mußte aber mit solchem im April 1708 nach den Niederlanden gehen, da er denn bei denselben bis fast zum Utrechter Frieden allen Kriegsoperazionen, und besonders der Schlacht bei Malplaquet und Oudenarde beiwohnte, mittlerweile er die Stelle eines Majors erhielt. Seine letzte Kriegsoperazion, bei welcher er sich in den Nieder-

landen befand, war das unglückliche Treffen bei Denein, das den 24. Juli 1712 vorfiel. Er wurde darinn gefährlich verwundet, und blieb auf dem Schlachtfelde für todt liegen; die Franzosen indessen, die dasselbe behaupteten, hoben ihn auf, machten ihn zum Gefangenen, und nachdem er glücklich geheilt war, liessen sie ihn auf sein Ehrenwort los. Er ranzionirte sich hernach selbst und wurde bald darauf zum Oberstlieutenant ernannt.

Den 15. April 1713 erfolgte der Utrechter Friede, worauf die Heßischen Truppen wieder nach Hause gingen. Allein mit dieser Ruhe war dem Herrn von Münnich nicht gedient, er suchte andere Dienste uud fand sie 1715 bei der Sächsischen Armee in Polen, wo er Oberster wurde, und sowohl in diesem als folgenden Jahre wider die Konföderirten getreue Dienste leistete. Als hernach ein Regiment Krongarde von 1200 Mann, zur Sicherheit der königlichen Person errichtet wurde, ward er zum Obersten desselben bestellt, worauf er 1718 den Charakter eines General-Majors bekam.

Im Jahre 1719 wohnte er den prächtigen Lustbarkeiten zu Dreßden bei, die we-

gen der Vermählung des damaligen Churprinzen angestellt wurden. Er stand bei dem König in besondern Gnaden, wodurch er aber so viele Feinde bekam, daß er in einer Affaire mit dem Obersten von Bonafour Unrecht haben mußte. Es kam darüber 1720 zu einem wirklichen Duell, in welchem der General von Münnich den Obersten durch den Leib schoß, und ob er sich gleich darauf in ein Kloster retirirte, doch arretirt wurde.

Nachdem diese Sache beigelegt worden, verlangte er die Entlassung seiner Dienste, die er auch erhielt. Er ging über Königsberg und Riga nach Petersburg, wo er im Februar 1721 anlangte. Er wurde von Peter I., an welchen ihn der König August selbst empfohlen hatte, um so mehr wohl aufgenommen, weil er ihn schon im Jahre 1720 in seine Dienste verlangt hatte. Kurz darauf wurde Münnich, der vielen ältern General-Majors ungeachtet, die in dem langwierigen Schwedischen Kriege viele treue Dienste geleistet hatten, als General-Lieutenant in Bestellung genommen.

Als Peter I. im Jahre 1723 aus Persien zurückkam, übertrug er ihm die Auf-

sicht über den Bau des durch den General Pisarew schlecht angefangenen Ladogaischen Kanals, da denn die Arbeit nach seinem Entwurfe, und unter seiner Aufsicht sehr gut von statten ging. Der Kaiser hatte ein solches Wohlgefallen darüber, daß er nicht nur eigenhändig einen sehr gnädigen Brief an ihn schrieb, sondern auch kurz vor seiner tödtlichen Krankheit, die er schon fühlte, als er von Staraja Russa über den neuen Kanal nach Petersburg zurückkam, zur Kaiserin sagte: „Die Arbeit meines Münnichs hat mich geheilt; ich gedenke, mich noch einmal mit ihm zu Petersburg einzuschiffen, und zu Moskaw, im Garten des Golawkin wieder ans Land zu treten.“ Der Kaiser nahm ihn den Tag darauf mit sich in den Senat, und sprach: „Ich habe einen Mann gefunden, der den Ladogaischen Kanal bald zu Stande bringen wird. Ich habe noch keinen Ausländer in meinen Diensten gehabt, der grosse Werke so gut zu entwerfen und auszuführen gewußt hatte, als er, und ihr sollt alles thun, was er von euch verlangen wird.“ —

Es sollten hierauf 25000 Mann an dem Kanal arbeiten. Allein, der bald dar-

auf erfolgte Tod des Kaisers, der sich am 8. Februar 1725 ereignete, und die Feindschaft, welche der Fürst Menzikow, der nunmehr bei der regierenden Kaiserin Katharina I. alles golt, gegen den General von Münnich nur deßwegen hegte, weil seinetwegen dem General Pisarew, der ein Freund und Klient des Fürsten war, die Aufsicht über den Kanal genommen worden, legten der Fortsetzung des Baues sehr grosse Hindernisse im Wege; jedoch blieb die Arbeit nicht gänzlich liegen. Den 17. Januar 1726 bekam er von der Kaiserin den Ritterorden des heiligen Alexander Newsky.

Als Peter II., im Jahre 1727 den Thron bestieg, wurde dem General Münnich befohlen, die Arbeit am Kanal mit unermüdetem Fleisse fortzusetzen, welches er auch mit solchem Eifer, sonderlich nach dem Falle des Fürsten Menzikow that, daß schon im Juni 1728 die Schifffahrt auf demselben eröffnet werden konnte. Mittlerweile erklärte ihn der junge Kaiser den 7. Mai 1727 zum General en Chef, und bei der Krönung erhub er ihn am 25. Februar 1728 in den Grafenstand. Er vermählte sich auch den 29. September 1728 zum zweitenmale mit

Barbara Eleonora, verwittweten Gräfin von Soltikow, welche damals Obersthofmeisterin bei der Prinzeßin Elisabeth, nachherigen Kaiserin war. Im Jahre 1729 wurde er Gouverneur und Statthalter zu Petersburg.

Die Kaiserin Anna, die im Januar 1730 den Thron bestieg, hegte eine vorzügliche Gnade gegen ihn. Auf seinen Vorschlag wurde ein Kabinets-Kollegium errichtet, wovon der Graf von Münnich ein Mitglied wurde. Den 26. Februar 1731 ward er zum General-Feldzeugmeister, und den 24. Januar 1732 zum Präsidenten des Kriegs-Kollegiums ernannt, dessen Verrichtungen er schon einige Jahre dirigirt hatte. Den 24. Februar wurde er darauf auch zum General-Feldmarschall erhoben, und die Kaiserin trug ihm das General-Kommando über Petersburg und Ingermannland auf. Im Jahre 1734 schickte ihn Katharine I. nach Polen, um das Oberkommando über die gesammten Rußischen Völker zu führen, die damals in diesem Reiche standen, um den neu erwählten König August III. auf seinem Throne zu befestigen, welches auch der Feldmarschall Münnich glücklich bewerk-

stelligte und darauf nach Petersburg zurückkehrte.

Die vielen Einfälle und Streifereien der Tartarn, die sie in das Rußische Gebiet thaten, bewogen die Kaiserin, im Jahre 1736 eine starke Armee wider die Türken, weil sie den Einfällen der Tartarn keinen Einhalt gethan, ins Feld zu stellen. Der Graf von Münnich bekam abermals das Oberkommando über dieses Kriegsheer, das vor Azow gehen, und diese Festung erobern sollte. Sie ergab sich den 20. Juli durch Kapitulazion an den General Lascy. Im Jahre 1737 setzte Münnich mit seiner Armee über den Bog und kam am 29. Juni vor Oczakow an, welche Stadt den 2. Juli mit stürmender Hand weggenommen wurde. Eben so glücklich war er in den Feldzügen 1738 und 1739. Er erstürmte das wohl verschanzte Türkische Lager bei Choczim, in welchem 90000 Mann sich befanden, und eroberte darauf Choczim selbst. Er richtete darauf seinen Marsch gegen die Festung Bender. Allein auf einmal wurde seinen siegreichen Waffen ein Ziel gesetzt, indem die Kaiserin dem Frieden,

wel-

welchen Karl VI. den 12. September 1739 zu Belgrad mit den Türken geschlossen hatte, beigetreten war.

Im Februar 1740 kam Münnich mit Lorbeern gekrönt nach Petersburg zurück, und wurde von der Kaiserin mit grossen Gnadenbezeugungen empfangen. Jedoch die Kaiserin, seine grosse Wohlthäterin, starb noch in demselben Jahre am 28. Oktober Abends; und schon am andern Morgen wurde der junge Prinz Ivan als Kaiser, der Herzog von Kurland aber als Regent ausgerufen, nachdem der letztere in die Hände des Grafen von Münnich den Eid der Treue abgelegt hatte. Man war indessen mit diesem neuen Regenten höchst unzufrieden. Sein Hochmuth, womit er allen Grossen des Hofes begegnete, war ein Vorbote seines darauf erfolgten Falles, und Anna, des jungen Kaisers Mutter, wurde unter dem Titel einer Großfürstin zur Regentin des Reichs erklärt.

Kaum hatte nun diese die Regierung übernommen, als sie den Grafen von Münnich zu ihrem Premierminister und Chef von allen Kollegien ernannte; wobei sie in Gegenwart des ganzen Hofes sagte: „Dieser

ist es, der mich und das Reich beschützt; er ist es, der mich von den Biron und ihren bösen Anschlägen befreiet hat." — So groß indessen das Ansehen des Grafen bei der Großfürstin war, so wenig war er im Stande es lange zu behaupten; denn auf dieser höchsten Stufe des Glücks wurde er zu stolz, um auch selbst der Großfürstin nicht verhaßt zu werden. Er schien unumschränkt regieren zu wollen, und schon im März 1741 wurde er bewogen, sowohl den hohen Posten eines Premierministers, wie auch alle übrigen Chargen niederzulegen.

Indessen bestieg Elisabeth den kaiserlichen Thron, nachdem sie den jungen Kaiser desselben beraubt hatte, und ließ darauf den Grafen von Münnich in Arrest nehmen. Sein und der Mitschuldigen Prozeß ward so beschleunigt, daß er den 7. Februar 1742 öffentlich das Todesurtheil empfing, und geviertheilt werden sollte. Allein es wurde ihm und den übrigen aus kaiserlicher Gnade das Leben geschenkt, und die Strafe in eine ewige Verbannung nach Sibirien verwandelt. — In seinem Exilio war ihm anfangs das müssige Leben unerträglich, zumal da er Geschäftigkeit gewohnt

war, und selbige liebte; er lernte indessen nach und nach sich in sein Schicksal dergestalt zu finden, daß er ganz ruhig und gelassen wurde. Ueber zwanzig Jahre dauerte sein Aufenthalt zu Pelim, und erst im Jahr 1762, nachdem die Kaiserin gestorben war, und Peter III. den Thron bestiegen hatte, konnte er aus seinem Exil wieder nach Petersburg zurückkehren.

Bald nach seiner Ankunft schickte der Kaiser einen Generaladjutanten zu ihm, und ließ ihn seiner Gnade versichern, auch anzeigen. daß er ihm einige Tage zur Ruhe wegen seiner verrichteten beschwerlichen Reise verstatten wolle, ehe er ihn spräche. Den 30. März überschickte er ihm einen schönen Degen, und erklärte ihn von neuem zum General-Feldmarschall. Den 31. gab er ihm zum erstenmal Audienz, wobei Peter ihm selbst den St. Andreas-Orden wieder umhing, der ihm bei seinem Fall abgenommen worden war. Er fragte ihn aufs gnädigste, ob sein Gesundheitszustand bei seinem hohen Alter es verstatte, ihm noch Dienste zu leisten, worauf er ihn dessen versicherte. Er empfing alsdann nicht nur die ehemals bekleidete Würde eines Geheimraths wieder,

sondern wurde auch ein Mitglied des neu-errichteten Kabinets- und sogenannten Konferenz-Ministeriums.

Als Katharina nach dem Tode ihres Gemahls Peter den Thron bestieg, befand sich der Graf von Münnich abermals in sehr mißlichen Umständen. Allein er blieb bei der neuen Kaiserin in Gnaden; er bekam nicht nur bei Reval ein Landgut, das auf dreißigtausend Rubel geschätzt wurde, sondern empfing auch den 21. August die Generaldirektion des Baltischen Seehafens, des Kronstädtischen und Ladogaischen Kanals, der Häfen von Narva und Reval, und der Wolchowischen Wasserfälle, wobei es hieß, daß Jedermann seine große Lebhaftigkeit, sein gutes Gedächtniß, und seinen unermüdeten Fleiß bewundere, da er bereits das achtzigste Jahr erreicht hatte. —

Als indessen im Februar 1767 die Kaiserin Katharina mit dem ganzen Hofe nach Moskau reisete, mußte der Graf Münnich schon Schwachheits halber zurückbleiben, und sein Wunsch, die Rückkunft der Kaiserin noch zu erleben, blieb unerfüllt, indem er den 27. Oktober 1767 im vier und achtzigsten Jahre sein in allem Betracht merk-

würdiges Leben mit Ruhm und Ehre endigte.

Münnich hatte ein ernsthaftes, aber würdiges Ansehen, seine vorzüglich starke Stimme machte ihn oft dem Soldaten fürchterlich, zumal er sehr auf strenge Disciplin hielt, und seine Befehle aufs schnellste vollzogen haben wollte. Sein hitziges Temperament verleitete ihn oft zum Zorn, und eine empfangene Beleidigung vergab er selten. Er liebte die Wissenschaften sehr, konnte aber auch mit demjenigen heftig zörnen, der nichts gelernt hatte.

Er war von vieler Einbildung und litte durchaus keinen Widerspruch, war aber auch arbeitsam bis zur Bewunderung. Er war ein eifriger Protestant und hatte viel Religion; sie war ihm, wie er selbst sich äusserte, die treuste Begleiterin in seinen Widerwärtigkeiten.

Gedruckt mit v. Ghelenschen Schriften.

Inhalt.

Seite

1. Die Kosaken 3
2. Die Lazzaroni in Neapel . . . 14
3. Die Jakobiner in Paris 25
4. Die Feuillans 45
5. Die Girondisten 49
6. Die Chouans 56
7. Sturz der Triumvire in Frankreich, oder der Direktoren Merlin, Lareveillere-Lepaux und Treilhard 62
8. Deportazions-Geschichte Barthelemi's, Pichegrü's und anderer französischen Gesetzgeber nach Cajenne 84
9. St. Germain, eine schauderhafte Reisegeschichte 115
10. Theodore, Kaiserin von Konstantinopel . 126
11. Anna Boleyn 137
12. Bianca Capello. 146
13. Dyrne. Eine indische Szene . . 154
14. Don Juan 163
15. Der Marquis von Vezins . . . 177
16. Marquise von Spadara . . . 184
17. Mara 188
18. Karschin 195
19. Swift 205
20. Joshua Reynolds 214
21. Graf Esser 223
22. Menzikof 240
23. Münnich 249

Staatliche Bibliothek Bamberg

In eben dieser Buchhandlung ist zu haben:

Gallerie
interessanter Personen,
oder Schilderung des Lebens und Charakters, der Thaten und Schicksale berühmter und berüchtigter Menschen der ältern und neuern Zeit.

Herausgegeben von Karl August Schiller.

2 Bände mit 2 schönen Titelkupfern. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1799.

Inhalt des ersten Bandes.

1) Joseph II. 2) Gustav III. 3) Katharina II. 4) Bonaparte. 5) Reubell. 6) Carnot 7) Lafayette. 8) Dümouriez. 9) Pitt. 10) Kaunitz. 11) Herzberg. 12) Potemkin. 13) Loudon. 14) Mirabeau. 15) Robespierre. 16) Danton. 17) Marat. 18) Eulog Schneider. 19) Franklin. 20) Cook. 21) Mohamed. 22) Cromwell. 23) Johanne d'Arc. 24) Ulrich von Hutten. 25) Petrarca.

Inhalt des zweyten Bandes.

1) Maria Theresia. 2) Friedrich II. 3) Stanislaus August. 4) Prinz Eugen. 5) Prinz von Coburg. 6) Wurmser. 7) Suworow. 8) Pichegrü. 9) Custine. 10) Moreau. 11) Hoche. 12) Charette. 13) Barras. 14) Merlin von Douai. 15) Sieyes. 16) Voltaire. 17) Necker. 18) Fox. 19) Thomas Paine. 20) Bahrdt. 21) Ninon de l' Enclos. 22) Shakespeare. 23) Columb. 24) Thomas Münzer. 25) Tököly.

Charakteristische Lebensgemälde unserer denkwürdigsten und berüchtigtesten Zeitgenossen.

Herausgegeben von Jul. Guft. Meißner.

2 Bände mit 2 schönen Kupfern. Zweyte verbesserte Auflage. 8. 1800.

Inhalt des ersten Bandes.

1) Ludwig XVI. 2) Marie Antonie. 3) Selim III. 4) Alexander Leopold, Palatinus. 5) Prinz Ludwig von Preussen. 6) Herzog von Orleans. 7) François von Neufchateau. 8) Rebeillere-Lepaux. 9) Malesherbes. 10) Bernstorff. 11) Clerfait. 12) Mack. 13) Nelson. 14) Elliot. 15) Jourdan. 16) Beurnonville. 17) Luckner. 18) Charlotte Corday. 19) Angelika Roland. 20) Barrere. 21) Brissot. 22) Rousseau. 23) Goldoni. 24) Mozart. 25) Mendelssohn.

Inhalt des zweyten Bandes.

1) Friedrich Wilhelm II. 2) Carl Theodor. 3) Tippo Saib. 4) Toussaint Louverture. 5) Duncan. 6) Burke. 7) Bender. 8) Massena. 9) Scherer. 10) Dampierre. 11) Sombreuil. 12) Treilhard. 13) Talleyrand-Perigord. 14) Barthelemy. 15) Die Ritterin d'Eon. 16) Washington. 17) Kosciusko. 18) Zieten. 19) Lessing. 20) Iffland. 21) Zimmermann. 22) Mengs. 23) Garrik. 24) Howard. 25) Metastasio.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Charakterzüge und interessante Szenen aus dem Leben denkwürdiger Personen der gegenwärtigen und verflossenen Zeiten

Bd.: 2

1800

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2948(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414949-5